IV. Jahrgang Juli-August 1932 Heft 4

Psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich + Herausgegeben von A. J. Storfer

Preis des Heftes Mark 2·–

„Psychoanalytische Bewegung“
Erscheint zweimonatlich
Herausgegeben von A. J. Storfer

Alle redaktionellen Sendungen
(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)
und alle geschäftlichen Sendungen
(Abonnements, Zahlungen usw.)
bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien, I., Börsegasse 11
Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags“:

Leipzig 95.112	Paris C 1100.95	Zagreb 40.900
Wien 71.633	s’Gravenhage 142.248	Warszawa 191.256
Prag 79.385	Stockholm 44.49	Riga 36.93
Zürich VIII, 11.479	Budapest 51.204	Kjöbenhavn 24.932

Preis des Einzelheftes Mark 2·—
Abonnement 1932 (6 Hefte) Mark 10·—

Einbanddecken in Halbleder
zu den abgeschlossenen Jahrgängen (I. Jg., 1929, II. Jg., 1930, III. Jg., 1931) können zum Preise von je M. 3·20 bezogen werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

Psychoanalytische Bewegung

IV. Jahrgang Juli—August Heft 4

Grenzland des Witzes

Von

Theodor Reik

Das Reich des Komischen ist so groß wie das des Tragischen und es ist größer. Es erstreckt sich vom Bereich des gedanklichen Spielens mit Alltagssorgen bis zu der Region, welche an die letzten menschlichen Dinge rührt, von der Lust am ernsthaft scheinenden Unsinn bis zum Genuß heiter verkleideten Tiefsinns. Es reicht vom Witz, der verhöhnt, bis zum Humor, der versöhnt.

Die fünf folgenden Abschnitte umschreiben schmale Segmente aus dem Grenzgebiete, wo der Witz Aufgaben erfüllt, die ihm sonst nicht zufallen und wo er anderen Ausdrucksformen des Seelischen begegnet, um ihnen entgegenzuwirken oder sich mit ihnen zu vereinen.

I) Psychologische Einsicht des Witzes

Wir sind bereit, Erkenntnisse, die sonst schmerzhaft empfunden würden, sogleich zu akzeptieren, wenn sie uns in witziger Form geboten werden. Um dies zu beweisen, braucht man nur an die psychologischen Einsichten zu erinnern, die uns der zynische Witz liefert und die wir, begegneten sie uns in der Form unwitziger Behauptungen, oft als abstoßend ansehen würden. Da sie in jener Verkleidung kommen, geben wir unsere affektive Zustimmung, die bedeutungsvoller ist als die intellektuelle, unzweideutig durch unser Lachen zu erkennen. Wir verraten so, daß wir bestimmte soziale

Institutionen keineswegs so hoch schätzen, wie man nach unserem Tun und Reden vermuten dürfte, daß wir die Macht sinnlicher, egoistischer, grausamer Triebregungen anerkennen, obwohl wir sonst ihren Einfluß auf unser Leben geringschätzen, daß aufrührerische, rebellische Impulse in uns gerade gegen jene Gebote und Verbote wirken, denen wir uns bewußt willig unterwerfen.

Hier soll indessen nicht von diesen Einbrüchen in das Reich gedanklicher und affektiver Tabuierungen die Rede sein und nicht von den blitzhaften, auch blitzartig verschwindenden Einsichten, die uns durch den tendenziösen Witz vermittelt werden. Noch überraschender als diese Einbrüche sind die in das Gebiet unserer schwer erworbenenen und wohl bewahrten logischen und psychologischen Überzeugungen. Mancher konservative Bürger und Gelehrte wäre noch eher bereit, anzuerkennen, daß seine Ehrfurcht vor Thron und Altar nicht so tief begründet ist, wie er sich und andere glauben machen will, als daß er einen Zweifel an der unbedingten Gültigkeit des logischen Satzes des ausgeschlossenen Dritten zulassen könnte. Mancher in Ehren und im Glauben an die Wundtschen Assoziationsgesetze grau gewordene Psychologe würde eher noch einem Zynismus Raum in seinem Denken einräumen als der Annahme, daß es auch ein unbewußtes Seelenleben gibt. Ja er würde vielleicht eher noch eine solche Hypothese als einen Zynismus bezeichnen.

Es gibt nun eine bestimmte Gruppe von Witzen, die geeignet scheinen könnten, auch so tief wurzelnde Überzeugungen Erschütterungen auszusetzen, wenn auch nicht sie zu erschüttern. Es sind solche, welche die Sicherheit unserer Erkenntnis selbst angreifen und die wir mit Freud „skeptische" nennen wollen. Witze dieser Art wollen die Relativität und Armseligkeit unserer Begriffe nachweisen; sie zeigen oft, daß wir im Alltagsleben nicht unser Auslangen finden, wenn wir uns diesen gebräuchlichen Begriffen und den von der offiziellen Wissenschaft gelehrten Sätzen anvertrauen. Wir würden uns gegen die Lehren, die in diesen Witzen enthalten sind, sonst zur Wehr setzen, weil sie darauf abzielen, die gewohnte Ordnung unserer Begriffe und die schöne Sicherheit unseres Denkens zu stören.

Freud führt nur einen einzigen Witz als Vertreter dieser Gattung, die er als die seltenste von den tendenziösen Witzen hervorhebt, an: *Zwei Juden treffen sich im Eisenbahnwagen einer galizischen Station. „Wohin fahrst du?" fragte der eine. „Nach Krakau", ist die Antwort. „Sieh her, was du für ein Lügner bist", braust der andere auf. „Wenn du sagst, du fahrst nach Krakau, willst du doch, daß ich glauben soll, du fahrst nach Lemberg. Nun weiß ich aber, daß du wirklich fahrst nach Krakau. Also warum lügst du?"*

Was ist es, was diese spitzfindige, sophistisch anmutende Geschichte zu lehren scheint? Wir sind gewohnt, strenge zwischen Lüge und Wahrheit zu scheiden, jener den Glauben zu verweigern, uns dieser anzuvertrauen. Der Judenwitz will uns zeigen, daß auch diese Grenzen nicht feststehend sind, daß es nicht darauf ankommt, die Wahrheit als solche zu erkennen und zu bekennen, sondern daß auch die psychologische Wirkung auf den Zuhörer in Betracht gezogen werden muß. Sagt der Gefragte nicht die Wahrheit? Gewiß, aber diese Wahrheit muß dem Zuhörer als unglaubhafte Lüge erscheinen, und die Lüge würde durch einen bestimmten psychischen Umformungsvorgang zur richtigen, wahren Auskunft führen: *Fair is foul and foul is fair.* Wenn wir den Witz „abgelacht" haben und nun, ernst geworden, überlegen, was er uns sagen will, werden wir fast irre an dem, was Schule und Leben uns über den Unterschied von Wahrheit und Lüge gelehrt haben, an dem, was uns bisher als feststehend und keinem Zweifel ausgesetzt schien.

Hier ist ein zweites Beispiel jener seltenen Witzgattung. Sicherlich nicht so stark in seiner Wirkung, von feinerer Art, regt es mehr noch zum Nachdenken an als jenes. Auf dem Blatte eines bekannten Zeichners sieht man einen Herrn im Gespräch mit seiner hübschen Geliebten. Sie spricht eindringlich und eifrig auf ihn ein. Die Zeile unter der Zeichnung gibt seine Antwort: *„Ich bitte dich, hör' auf zu lügen; ich glaub dir so schon."*

Die Technik dieses Witzes ist klar: es ist die des Widersinnes. Der Mann erklärt sozusagen im selben Atemzuge, daß er, was das Mädchen erzählt, als Lüge erkennt, und daß er doch daran glaubt. Man könnte vielleicht im ersten Augenblick meinen, es handle sich um eine heftige oder ärgerliche Reaktion auf das viele Gerede des Mädchens, dessen lügnerischer Charakter ihm nicht entgangen ist. Man kann sogar annehmen, daß eine solche Regung wirklich in der Äußerung des Mannes enthalten ist, aber es ist unmöglich, daß sie das Wesentliche des Witzes ausmacht. Man überzeugt sich am raschesten von dieser Sachlage, wenn man der Äußerung etwa folgende Form leiht: „Ich bitte dich, höre auf zu reden; ich weiß natürlich, daß es Lüge ist, werde aber des lieben Friedens wegen oder um nichts weiter hören zu müssen, so tun, als ob ich an die Wahrheit glaubte." Damit ist nicht nur der Charakter des Witzigen zerstört, sondern auch der Sinn jenes Satzes unrichtig wiedergegeben. Die besondere Form der Antithese in ihm deutet auf eine andere Tendenz, die durch den Hinweis auf den Ärger über die deplacierte Gesprächigkeit der Freundin allein nicht bezeichnet wird.

Ein Vergleich zwischen dem früher angeführten Judenwitz und diesem ergibt neben manchen Gemeinsamkeiten einen wesentlichen Unterschied. Während jener bemüht ist, die Fragwürdigkeit des Wahrheitsbegriffes (dargestellt an einem besonderen Fall) zu illustrieren, also an ein erkenntnistheoretisches Problem rührt, ist das Interesse unseres Witzes ausschließlich von psychologischer Art. Beide beschäftigen sich mit dem Problem der Wahrheit; jener Fall der beiden Juden auf der galizischen Station weist auf den Unterschied von objektiver und subjektiver Wahrheit hin, ja will zwischen Wahrheit und Wahrhaftigkeit fast einen Gegensatz konstruieren. In diesem aber ist es die Frage des Glaubens, die hinter der Witzfassade sichtbar wird. Der Mann in diesem Witz weiß genau, daß die Frau lügt, aber er glaubt ihr doch oder will ihr zumindest trotz diesem Wissen glauben. Das Wissen um die Lügenhaftigkeit ihrer Erzählung und der Wille, an ihre Wahrheit zu glauben, liegen sozusagen auf verschiedenen psychischen Ebenen. Sie stoßen sich nicht hart im Raume; die beiden Ansichten können ungestört nebeneinander bestehen. Der Witz zeigt in unserem besonderen Beispiel und über unser besonderes Beispiel hinaus das Ungereimte, ja Groteske einer solchen psychischen Situation und damit ihre erbärmliche oder bemitleidenswerte Inkonsequenz.

Jenseits solcher kritischer, bitterer oder wehmütiger Betrachtung wird in diesem Witz — und nicht nur in diesem — eine psychologische Fragestellung blitzartig in das Licht des Bewußtseins gerückt. Kann man an die Wahrheit von etwas glauben, von dessen Unwahrheit man zu gleicher Zeit überzeugt ist? Nicht das Phänomen des Zweifels, an das man in diesem Zusammenhange denken möchte, steht zur Diskussion; auch nicht eine scharfe logische Präzisierung und Differenzierung der Begriffe. Es handelt sich nicht um ein genaues und vorsichtiges Abwägen der Begründungen dafür, ob etwas wahr oder falsch ist. Es wird, so paradox dies auch zuerst klingen mag, an die Möglichkeit gedacht, etwas für wahr zu halten, obwohl man es als Lüge klar erkannt hat. Dem Witze scheint erträglich, was sonst unseren erstaunten oder unwilligen Protest hervorrufen würde.

Kein Zweifel, der Witz rührt an ein psychologisches Problem, das noch kaum in den Gesichtskreis der wissenschaftlichen Psychologie getreten ist. Er sagt ja, daß man zu gleicher Zeit und in derselben Intensität etwas glauben und als Lüge erkennen kann. Er läßt aber auch ahnen, wie eine zuerst so grotesk anmutende Koexistenz psychologisch möglich ist. Jener Mann will an die Wahrheit der Worte des Mädchens glauben, obwohl seine Kritik ihn von ihrer Lügenhaftigkeit überzeugt. Es sind affektive Momente, die ihn zu jenem Glauben bestimmen und die sich als stärker erweisen als die berechtigten Einwände seines

Verstandes, als seine gute kritische Einsicht. Wir brauchen nur eine bestimmte, sehr wahrscheinliche Situation zwischen den beiden Personen vorauszusetzen, um den befremdenden Gegensatz, der im Witz aufgehoben erscheint, psychologisch verständlich zu finden. Nehmen wir an, der Herr im Witz habe die Freundin befragt, wo sie den gestrigen Tag verbracht habe und sie erzähle nun eifrig vom Besuch bei ihren Verwandten oder vom Einkauf verschiedener Kleinigkeiten. Er weiß, das Mädchen lügt; es hat ihn gewiß gestern mit einem anderen Mann betrogen. Er weiß, sie lügt, möchte ihr aber doch glauben, und glaubt ihr auch trotz seiner Einsicht. Das ist gewiß nicht plausibel, wenn sowohl die Kenntnis von der Lüge als auch das Glauben demselben psychischen System angehören, wird aber häufig genug zur Wirklichkeit, wenn der eine Anteil dieses Gegensatzes unbewußt ist. Wir erinnern etwa an die typische Situation des betrogenen Ehemannes, der nicht das geringste von der sexuellen Untreue seiner Frau ahnt, während alle Welt die Einzelheiten kennt. Es ist gewiß, daß jener Ehemann unbewußt alles ahnt, ja weiß, daß er aber unter der Herrschaft dunkler Motive nichts wissen will, daß er seine Kenntnis oder seine Verdachtsgründe verdrängt. Es steht hier ein bewußtes Nichtwissen einem unbewußten, gewissermaßen inoffiziellen Wissen gegenüber. Sie sind voneinander strenge isoliert; zumindest für den psychologisch Nichtgeschulten scheint keine Brücke von dem einen zum anderen zu gehen. Die voranalytische Psychologie erkennt die Möglichkeit einer solchen Koexistenz einander widersprechender seelischer Einstellungen nicht an. Sie erklärt, es gebe nur Wissen oder Nicht-Wissen; *tertium non datur.*

Unser Witz erreicht seine Wirkung durch die bekannte Technik des Widersinns, indem er das Wissen um die Lüge und den gleichzeitigen Glauben an dieselbe Aussage nebeneinander setzt; dieser Widersinn ist aber nur ein scheinbarer. Die analytische Theorie zeigt, wie ein solches Nebeneinander einander widersprechender Meinungen möglich ist, und die analytische Erfahrung bei neurotisch Erkrankten bezeugt, wie oft und in wie mannigfachen Gestalten diese scheinbare Unzulänglichkeit zum Ereignis wird.

Der Witz hat sich hier besser unterrichtet, einsichtsvoller gezeigt als die akademische Disziplin, die an einem überlebten Begriffe festhielt. Er bestätigt in jener überraschenden Antithese die Richtigkeit einer psychologischen Erkenntnis, die auf einem mühevollen empirischen Wege erreicht wurde.

Wir werden daran erinnert, daß das Wort W i t z derselben Wurzel entstammt wie unser „Wissen“.[1] Vor zwei Jahrhunderten gebrauchte man

---

1) Vgl. altdeutsch *wizzi,* englisch *wit* (= wissen). Man beachte die gegensätzliche Bedeutung in „Wahnwitz“, „vorwitzig“.

es noch in der Bedeutung Verstand oder Einsicht. So wird es uns nicht wundern, wenn der Witz gelegentlich etwas in seiner besonderen Art ausspricht, was der offiziellen Wissenschaft noch nicht bekannt ist. Auch die Narren Shakespeares zeigen durch ihre absurd scheinenden Reden, wie viel weiser sie manchmal sind als ihre auf ihre Klugheit stolzen Herren.

II) Der witzige und der zwangsneurotische Hohn

Wenn ich in den folgenden Bemerkungen den latenten Hohn, der so oft dem Witze innewohnt, mit dem unbewußten Sinn zwangsneurotischer Symptome in Beziehung setze, so darf ich daran erinnern, daß schon früher einige Verbindungen zwischen den Ausdrucksformen des Witzes und der Zwangskrankheit behandelt wurden. Die Darstellung durch ein Kleines, die sich in der witzigen Anspielung wiederfindet, und die zwangsneurotische Ellipse, die der Technik der Auslassung im Witz so nahesteht, ergaben Vergleichsmöglichkeiten, die nicht unbeachtet bleiben konnten[2]. Auch der folgende Vergleich wird von der Technik ausgehen. So „äußerlich" eine solche Betrachtungsweise auch scheinen mag, sie empfiehlt sich doch, weil die bestimmte und nun näher zu bestimmende Art der Verhöhnung, die ich hier vergleichen will, sich einer ähnlichen, sehr charakteristischen Technik bedient.

Freud führt die Geschichte des Chirurgen an, der bei der Amputation eines Beines in der Klinik durch den Besuch des Königs geehrt wird, und den der Monarch während der einzelnen Stadien der Operation laut belobt: *„Bravo, bravo, mein lieber Geheimrat!"*. Der Professor tritt nach Beendigung der Operation an den König heran und fragt, sich tief verneigend: *„Befehlen Majestät auch das andere Bein?"*

Die Technik dieses Überbietungswitzes ist leicht erkannt: es ist die Darstellung durch das Gegenteil. Diese Darstellungsart, eines der häufigsten und kräftigsten Mittel der Witztechnik, ist auch anderen psychischen Produkten eigen, die nicht mehr witzig sind, z. B. der Ironie, ja sie ist die einzige Technik dieser Ausdrucksweise. Der Begriff des ironischen Witzes bürgt dafür, daß es Verschmelzungen beider Phänomene gibt. Unstreitig ist die Frage des Professors an den König von scharfer Ironie.

Die Ironie ist dem Witze benachbart, sie gehört zu den Unterarten der Komik, die ihm am verwandtesten ist, bleibt aber prinzipiell von ihm zu unterscheiden. Nach Freud, der sich nur flüchtig mit dem Gegenstand beschäftigt hat, besteht das Wesen der Ironie darin, das Gegenteil von dem,

---

2) „Anspielung und Entblößung" und „Der Sinn der elliptischen Entstellung" in Reik, „Lust und Leid im Witz". Int. PsA. Verlag, Wien 1929.

was man dem anderen mitzuteilen wünscht, auszusagen, diesem aber durch bestimmte Anzeichen zu verraten, welcher Meinung man selbst ist. Freud vermutet, daß sie bei dem Hörer komische Lust erzeugt, indem sie ihn zu einem Widerspruchsaufwand bewegt, der sofort als überflüssig erkannt wird. Ich glaube, daß diese Kennzeichnung dem Sachverhalt näher kommt als die bisher von den Psychologen vorgebrachten, daß sie aber den seelischen Vorgang noch immer zu einfach faßt. Der Hörer der Ironie bereitet sich zwar zum Widerspruch vor, dieser Widerspruch ist aber nicht (oder nicht nur) intellektueller Art. Der Hörer wird die Tendenz zum Widerspruch hier lebhafter als bei anderen Behauptungen fühlen, die seiner Meinung nach schief oder unrichtig sind. Es muß etwas in der ironischen Fassung liegen, was nicht nur zum Widerspruch anregt, sondern geradezu zu ihm reizt, ihn herausfordert. Der Widerspruchsaufwand ist nicht nur ein größerer, er ist auch ein persönlicherer als gegenüber Ansichten sonst, die der unseren entgegengesetzt sind. Wodurch wird diese Differenz bedingt? Die Antwort ist nicht leicht. Man ist zuerst versucht, den Inhalt des ironischen Satzes selbst für eine solche besonders ausgeprägte Reaktion beim Hörer verantwortlich zu machen. In der ironischen Frage des Professors ist dieses Moment auch leicht zu erkennen; der Wortlaut als solcher läßt keinen Zweifel an der Absicht der Verhöhnung. In anderen Beispielen ironischer Äußerungen ist es schon schwieriger zu entscheiden, warum sich im Hörer ein so persönlich betonter Widerspruch vorbereitet. Dies ist z. B. dann der Fall, wenn derselbe Wortlaut, der schon einmal unseren Widerspruch erweckt hat, uns später noch einmal in ironischer Absicht vorgestellt wird. Wer an Selbstbeobachtung gewöhnt ist, wird bei einer Wiederholung dieser Art bemerken, daß der Widerspruch gegen den bereits bekannten Satz schärfer und akzentuierter zu werden verspricht oder droht als früher, bis die ironische Absicht des Sprechenden erkannt wird. War es dort der Wortlaut, der zum Widerspruch reizte, so sind es hier vielleicht der Tonfall, die Mimik, die Gesten des Redenden, die den Widerspruch zu erhöhen scheinen. Das Wesen der Ironie liegt nun, wie wir gehört haben, gerade darin, das Gegenteil von dem auszusagen, was man dem anderen mitteilen will, und so zuerst seinen Widerspruch zu erwecken, um ihn nach Entdeckung der wahren Absicht des Sprechers zu einer besonderen Art von Zustimmung und Beifall zu bringen. Wir haben gesehen, daß die Art dieser Reaktion nicht immer vom Wortlaut der ironischen Äußerung, sondern auch von Besonderheiten des Tonfalles, der begleitenden Gesten oder kleinen Zeichen abhängt. Es liegt nahe, diese Eigentümlichkeit der Ironie, diese Möglichkeit, den Ausdruck in zwei entgegengesetzten Richtungen zu verstehen, mit den

Besonderheiten zu vergleichen, die der Traum zeigt, wenn er Gegensätze zu einer Einheit zusammenzieht. Freud hat gezeigt, daß der Traum ein beliebiges Element durch seinen Wunschgegensatz darstellen kann, „so daß man zunächst von keinem eines Gegenteils fähigen Elemente weiß, ob es in den Traumgedanken positiv oder negativ enthalten ist." Dieselbe Eigentümlichkeit, ein Ding und das Gegenteil dieses Dinges gleichzeitig zu bedeuten, zeigen die ältesten uns bekannten Sprachen, z. B. das Ägyptische[3]. Vielleicht gab es eine Zeit, in der auch Meinungen und Anschauungen so ausgedrückt wurden, daß sie zuerst einen antithetischen Doppelsinn aufwiesen, zweideutig waren wie die ältesten Wortwurzeln. Die Eindeutigkeit unserer Behauptungen wäre dann ein später Kulturerwerb. Ursprünglich konnte jeder Satz nach dem einen oder dem entgegengesetzten Sinn verstanden werden. Derselbe Satz bedeutete ursprünglich das Eine und seinen Gegensatz; nehmen wir z. B. an, ein Satz besagt gleichzeitig: „es regnet" und: „es ist schönes Wetter". Stellt man sich eine solche kontradiktorische Urbedeutung eines Satzes, die Möglichkeit, im selben Satz und durch denselben Ausdruck eine Behauptung zu bejahen und zu verneinen, vor, so liegt die Annahme nahe, daß das Ausdrucksmittel der Ironie in einem inneren Zusammenhang mit einer archaischen Sprechweise dieser Art stehen müßte. Diese Vermutung kann durch ein zweites Moment wahrscheinlicher gemacht werden: der Hörer oder Leser ironisch gemeinter Sätze wird in ähnlicher Art über ihre wahre Absicht aufgeklärt wie der Ägypter der Antike über den Sinn, den eines jener Urworte im vorliegenden Fall hatte. Das Ägyptische kannte „determinative" Bilder hinter dem Buchstabenzeichen, um ihre Bedeutung näher zu bestimmen. Die moderne Stilistik kennt Abweichungen in Satzbau und Satzdynamik, welche darüber entscheiden, ob ein Autor eine Behauptung als die seine wirklich anerkennt oder sich nur scheinbar zu ihr bekennt, um ihr in ironischer Ausdrucksweise entgegenzutreten. Nach Abels Vermutung hatte der Ägypter Gesten, um dem gesprochenen Worte das Vorzeichen zu geben, das den beabsichtigten Sinn näher bestimmte. Begleitende Gesten, Mimik und Tonfall zeigen auch dem modernen Hörer an, wann ein Redender eine Behauptung ironisch vertritt. Schließlich spricht die psychologische Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch den Wortfolgen einer lange verschwundenen Ursprache oder der Ursprachen überhaupt eine solche kontradiktorische Bedeutung, ein Gegensinn, anhaftete, und daß die Sätze sich erst spät zu eindeutiger Bestimmung entwickelten. Die Wortfolgen oder Behauptungen enthielten ja viele doppel-

3) Freud: Über den Gegensinn der Urworte. Ges. Schr. Bd. X.

sinnige Worte, welche es als solche unentschieden ließen, ob der Sprechende seinen Satz in positiver oder negativer Bedeutung meinte. Es dämmert uns die Einsicht, daß die Ausdrucksform der Ironie auf eine archaische Phase der Äußerungsform zurückgreift, daß sie nur eine moderne und veränderte Neuauflage einer primitiven Mitteilungsweise darstellt. Wir können auf diesem Wege nicht weiter vordringen und müssen warten, bis uns Aufklärungen von anderer Seite her weiter bringen. Vielleicht kann ich dem Gesagten noch hinzufügen, daß eine große Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß Gesten, Veränderungen der Mimik und des Tonfalles ursprünglich eine viel größere Bedeutung als „determinative" Zeichen des beabsichtigten Sinnes hatten als heute, da wir bemüht sind, diese Äußerungen zu unterdrücken. Erst spät erhielt das Wort, das sich mehr und mehr differenzierte, seine Verbindung mit anderen Worten und seine Stellung innerhalb des Satzes, die Bedeutung, die wir ihm heute zuschreiben.

An dieser Stelle wollen wir den Versuch, weitere Charaktere des Ironischen der Freudschen Kennzeichnung hinzuzufügen, vorläufig abbrechen und uns wieder der ursprünglichen Aufgabe, dem Vergleich des witzigen oder ironischen Hohnes und der latenten Verhöhnung im zwangsneurotischen Symptom zuwenden.[4] Wir wollen dem angeführten Witz nur noch ein Beispiel ironischer Ausdrucksweise folgen lassen. Es ist nicht so offenherzig, wie es der Witz mit dem Chirurgen trotz der Darstellung durch das Gegenteil noch immer ist, nicht von so grobköniger Art, doch weit charakteristischer für das Wesen der Ironie; seine Wirkung ist sicherlich nicht so kräftig wie jene, doch viel tiefer und nachhaltiger. Ich entnehme dieses vorzügliche Beispiel pointierter Ironie der Biographie des großen Staatsmannes Lord Beaconsfield, die André Maurois kürzlich veröffentlicht hat.[5] Es handelt sich um eine Äußerung Disraelis in einer Parlamentsrede. Die Vorgeschichte des Falles, die ich hier nur kurz andeuten kann, ist folgende: Sir Robert Peel, der Leader der Konservativen, hatte den jungen, glühend ehrgeizigen Disraeli gekränkt, indem er ihm keinen Sitz im neuen Ministerium anbot. Der unglückliche, postenlose Konservative, der sich um die Partei verdient gemacht hatte, war von Erbitterung gegenüber Peel, der

---

4) Es ist mir wohl bekannt, daß man den Hohn, der durch die Ironie ausgedrückt wird, strenggenommen nicht als witzig bezeichnen kann, wie es in meiner Darstellung geschieht. Dennoch meine ich, mich dem Sprachgebrauch anschließen zu dürfen, den auch Freud akzeptiert: „Da es zu den Leistungen des Witzes gehört, verdeckte Quellen der komischen Lust wieder zugänglich zu machen, kann in lockerer Analogie jeder Kunstgriff, der nicht offenkundige Komik an den Tag bringt, ein Witz genannt werden". Der Witz usw. (Ges. Schr., Bd. IX, S. 230).

5) La vie de Disraeli. Paris 1928.

seine Beschwerde kühl und geringschätzig beantwortet hatte, erfüllt. Der Gegensatz zwischen Disraeli und Sir Robert wurde immer tiefer, bis der junge Politiker, aus seiner Partei ausgeschlossen, auch offiziell deren Führer als Gegner gegenüberstand. Disraeli wartete lange auf den Augenblick, der ihm als der günstigste scheinen würde. Einmal hatte er im Parlament eine Reihe von Einwänden gegen Peels Standpunkt gemacht und hinzugefügt, der Minister möge darin nicht einen Akt der Feindschaft, sondern einen Beweis freundschaftlicher Aufrichtigkeit erblicken. Sir Robert Peel erhob sich nun und zitierte, sich gegen Disraeli wendend, im Tone schneidender Verachtung einen Vers, den sein berühmter Vorgänger als Premierminister, George Canning, geschrieben hatte:

Gib mir den offenen, männlichen Feind!
Ihm kann ich begegnen, seinen Hieb parieren.
Schütz mich, o Gott, vor dem aufrichtigen Freund,
Der schlimmsten der Plagen, die dein Zorn senden kann.[6]

Peels Zitat war nicht sehr glücklich. Man erzählte sich, daß gerade er im Leben seines Vorgängers diese besondere Rolle, die des gefährlichen, heimtückischen Freundes, gespielt hatte. Disraeli schwieg, doch ein paar Tage später kehrte er in einer Rede, die sich gegen Peels System richtete, zu dem Gegenstand zurück. Mit sanfter, fast monotoner Stimme, die langsam den Angriff vorbereitete, sagte Disraeli: „Wenn der Sehr Ehrenwerte Gentleman es bisweilen für gut befindet, einem seiner Parteigenossen Verweise zu erteilen, so haben wir's vielleicht verdient. Ich für meine Person bin durchaus bereit, mich unter seine Fuchtel zu beugen. Wahrlich, wenn der Sehr Ehrenwerte Gentleman es bei Zitaten bewenden lassen wollte, statt zum Tadel zu greifen, kann er versichert sein, daß dies die weitaus wirksamere Waffe sein würde, eine Waffe, die er immer mit Meisterhand führt. Wenn er sich, in Vers oder Prosa, auf irgendeine Autorität bezieht, so ist der Erfolg ihm gewiß, einmal, weil er nie eine Stelle anführt, die nicht früher schon die Zustimmung des Parlaments gefunden hätte, dann aber vor allem, weil seine Zitate so glücklich sind. Der Sehr Ehrenwerte Gentleman weiß, wie wertvoll es sein kann, einen großen Namen in die Debatte zu werfen, wie eindrucksvoll und manchmal wie elektrisierend seine Wirkung ist. Er zieht nie einen Autor heran, der nicht groß, der nicht so beliebt wäre wie zum Beispiel Canning. Dies ist ein Name, der im Hause

6) *Give me the avowed, the erect, the manly foe;*
Bold I can meet, perhaps may turn, the blow;
But of all the plagues, good Heaven, Thy wrath can send,
Save, save, o save me, from the candid friend!

der Gemeinen nie, dessen bin ich sicher, genannt werden wird, ohne die Gemüter zu bewegen. Wir alle bewundern sein Genie. Wir alle, oder fast alle, beklagen sein vorzeitiges Ende, und wir alle sympathisieren mit ihm in seinem Kampfe gegen das herrschende Vorurteil und die erhabene Mittelmäßigkeit, gegen die erklärten Feinde und die ehrlichen Freunde. Der Sehr Ehrenwerte Gentleman kann versichert sein, daß das Zitat eines solchen Autors nie seine Wirkung verfehlen wird. Zum Beispiel einige Verse über die Freundschaft, von Canning verfaßt und zitiert von dem Sehr Ehrenwerten Gentleman. Das Thema, der Dichter, der Redner — welch glückliche Zusammenstellung! Die Wirkung eines solchen Zitates in einer Debatte muß niederschmetternd sein und ich bin gewiß, daß, wenn es an meine Adresse gerichtet wäre, mir nichts anderes übrigbleiben würde, als den Sehr Ehrenwerten Gentleman öffentlich zu beglückwünschen, nicht nur wegen seines ausgezeichneten Gedächtnisses, sondern auch wegen seines mutigen Gewissens".

Man kann die ungeheure Wirkung, welche diese giftgetränkten Sätze im Hause ausübten, verstehen. Vom Anfang dieser Ausführungen in ihrer erheuchelten Demut an bis zu ihrer Steigerung in jenem höchsten Lob: „Das Thema, der Dichter, der Redner — welch glückliches Zusammentreffen" ist hier ein Meisterstück ironischer Aggression. Jedes Wort ist ein Dolchstoß, aber ein Dolchstoß, der mit einer tiefen Verbeugung geführt wurde. Der Erfolg war eine tötliche Wunde; die Aggression der Folgezeit kam einem Gnadenstoß für den Premierminister gleich.

Die indirekte Darstellung, die verborgene Tendenz sowie andere Züge, die sogleich besprochen werden sollen, legen den Vergleich mit jener bestimmten Art zwangsneurotischer Symptome nahe. Ein solcher Vergleich verspricht nur dann einige Aufklärung, wenn man sich von vornherein klar macht, mit wie vielen und wie wichtigen Einschränkungen er seine Geltung behält. Aus dem Symptomengeflecht eines schweren Falles von Zwangsneurose isoliere ich zum Zwecke der Darstellung ein einzelnes Symptom und gehe nur auf eine seiner verborgenen Bedeutungen ein. Es ist mir wohlbekannt, daß eine solche Isolierung, die ein einzelnes Element aus seinen vielfältigen, reichen und lebendigen Beziehungen loslöst, eine künstliche Prozedur ist, welche die Dinge ungerechtfertigterweise so vereinfacht, daß sie kaum wiederzuerkennen sind. Es handelt sich uns aber nur darum, einen einzelnen Faden zu verfolgen; so bescheidene Ziele können vielleicht durch Hervorhebung erreicht werden, ohne das Bild des Ganzen zu verfälschen.

Ein junger Adeliger, der bei mir in analytischer Beobachtung war, zeigte einen befremdenden Symptomenkomplex, aus dem ich zwei Züge hervor-

hebe: seine Verehrung für alles, was adelig war oder mit dem Adel zusammenhing, und seine besondere Verachtung für Dienstpersonal. Wenn man von diesen zwei Zügen hört, möchte man meinen, das seien wohl solche, die man bei manchem unreifen oder snobistischen Angehörigen der Adelsklasse wiederfindet. Eine nähere Betrachtung wird einen solchen Anschein sogleich zerstören: die Verehrung der Nobilität bei dem Patienten hatte etwas so offenkundig Übertriebenes, Gezwungenes und Widersinniges, daß niemand hier die Übertreibung eines sonst vernünftigen jungen Mannes erblicken konnte. Wie sollte man es deuten, daß er in allem Ernst die Menschen erst beim Baron anfangen ließ, wie, daß er die heilige Jungfrau als Gräfin bezeichnete, da es ihm unerträglich schien, zu denken, sie, die so verehrt werde, sei nicht von adeliger Abkunft gewesen. Seiner Idolatrie für die Adelsklasse stand eine besondere Abneigung gegen Kellner, Diener, Stubenmädchen, Soldaten usw. gegenüber. Er ließ sie kaum als Menschen gelten, hatte die schlechteste Meinung von ihnen, verdächtigte sie gemeinster Gedanken und Handlungen usw. Es handelte sich dabei um eine Reihe von Zwangsgedanken, denen der scharfsinnige und freidenkende junge Mann selbst mit Erstaunen gegenüberstand; er wußte auf einer anderen psychischen Ebene sehr wohl, wie bedeutungslos für das menschlich Wesentliche alle diese sozialen Differenzierungen sind. Umso auffälliger war diese grotesk erscheinende Seite seiner Gedankenwelt. Als die Analyse weiter fortgeschritten war, berichtete er mir über ein eigenartiges zwangsneurotisches Idiom, dessen er sich zur Auseinandersetzung mit seinen weitausgesponnenen Zwangsgedanken bediente. Er bezeichnete z. B. die Kellner als „Teufel", das Stubenmädchen als „Teufelsfrau" und war der Ansicht, daß man das Dienstpersonal noch immer zu gut behandle. Natürlich machte er sich gelegentlich selbst über diese Einstellung lustig. Einmal überraschte er mich, dessen Vertrautheit mit seinem Zwangsidiom er oft überprüfte, durch die Mitteilung, Satan und Beelzebub seien heute in der Mittagsstunde bei ihm erschienen und hätten gefragt: „Bitte Kalbskarré gefällig?" Diese seltsame Anfrage der Höllenfürsten konnte man aus dem Zwangsjargon dahin übersetzen, daß der Speisekellner und der Piccolo sich bei ihm nach dem gewünschten Menu erkundigt hatten.

Was ist nun der Sinn dieses kindisch-tollen Treibens, was will der Kranke damit sagen? Sein Zwangsjargon ist nicht erklärbar, seine Gedanken scheinen unsinnig, solange man ihre Vorgeschichte nicht kennt. Der Patient, welcher der hocharistokratischen Familie eines östlichen Reiches angehörte, hatte als Knabe Diener und Kellner bewundert und sich insbesondere einigen Bedienten des väterlichen Hauses angeschlossen. Seine Eltern, die großen

Wert auf die Einhaltung sozialer Distanzen legten und auf ihre Stellung, nahe dem Hofe, sehr stolz waren, hatten diese Neigung des Kindes höchst ungern gesehen und keine Gelegenheit versäumt, es für seine Anhänglichkeit Dienern gegenüber zu tadeln. Der Knabe war auch einige Male Zeuge einiger häßlicher Szenen gewesen, in denen ein von ihm geliebter Kammerdiener heftig beschimpft, ja tätlich mißhandelt worden war. Zur selben Zeit hatte man bei ihm mit dem religiösen Unterricht begonnen, und seine Eltern, die mit gleichem Eifer Thron und Altar anhingen, hatten ihn mit dem Evangelium bekannt gemacht. Es wurden ihm nun jeden Tag die Sätze christlicher Demut und Nächstenliebe vorgeführt, jene Sätze, die für ihn und alle vorbildlich sein sollten. Die Einwände, die das geistig weit über sein Alter entwickelte und scharf beobachtende Kind gegen die heiligen Erzählungen machte, die Widersprüche, die es zwischen dem gelehrten und dem gelebten Christentum seiner Umgebung zeigte, wurden scharf zurückgewiesen und als „hochmütig" getadelt. Das Benehmen des Knaben gegenüber der Dienerschaft änderte sich wirklich allmählich entsprechend den Wünschen der Eltern und Verwandten: er zog sich von ihr zurück, zeigte sich ihr gegenüber sehr kritisch, ja feindlich. Es schien eine groteske Übertreibung dieser geänderten Einstellung, wenn er später diese Diener geradezu als Teufel, als Satan usw. beschimpfte und in seinen Phantasien behandelte. Zu dieser Übertreibung aber hatte er das Material, das er eben in den Evangelien kennen lernte, verwendet. Die Lektüre und die frommen Lehren der Eltern hatten ihn gelehrt, daß der wahre Christ alle Menschen lieben, ja daß seine Liebe alle Wesen dieser Welt in gleicher Art umfassen müsse. Nur der Teufel war der böse Widersacher, dem man die Weltherrschaft streitig machen, den man bis zum äußersten bekämpfen müßte, wie das heilige Vorbild Christi zeigt. Diesen von den Eltern und Lehrern häufig und so emphatisch verkündeten Lehren gegenüber stand nun die Einschätzung und Behandlung der Dienerschaft durch dieselben Personen, deren Meinung dem Kinde so wichtig war. Wahre Christen konnten sich so demütigend und brutal nur gegen den Teufel benehmen — so lautete der ironische Gedanke des Knaben. Die Diener waren also zu bekämpfende und höchst verächtliche Wesen, ein „Teufelspack" oder „Teufelsgesindel", wie er sie jetzt oft nannte. Bewußt hatte er sich so den Ansichten in seinem Vaterhause über das Gesinde nicht nur angeschlossen, sondern sie bis zum Extrem weitergeführt, ja sie bis zur Absurdität gesteigert, um sie ad absurdum zu führen. Der unbewußte Sinn seiner Zwangsgedanken ist bitterster Hohn: so steht es also mit dem Christentum, das ihr ununterbrochen im Munde führt! Wie ist es denn mit euren christlichen Grundsätzen zu vereinbaren,

arme, abhängige Dienstleute so erbärmlich zu behandeln? Ein Christ darf nur die Teufel so behandeln — demnach sind diese Diener keine Menschen, sondern Teufel[7]. Der Zwangsgedanke hat bewußt den Sinn, den Lehren der Eltern gehorsam zu sein, unbewußt stellt er erbitterte Verhöhnung jener Autoritäten dar. Sicherlich macht dieses Beispiel einer unbewußten Verhöhnung einen stark pathologischen Eindruck. Ich suche ein anderes, das, obwohl dem zwangsneurotischen Symptomenkreis angehörig, der Art des normalen Denkens nähersteht. Ein zwangskranker Patient liest mit besonderem Eifer die Bücher eines Philosophen, dessen Lektüre ihm angeraten wurde. Er äußert sich voll Begeisterung über die Tiefe und überraschende Richtigkeit der Gedanken dieses Autors und schafft sich eine Gesamtausgabe seiner Werke an. Einige Zeit später bittet ihn ein Freund, ihm einen Band daraus zu borgen. Der Kranke leiht ihm das Buch nur widerwillig, da er nur ungern einen Teil des so hochgeschätzten Werkes vermißt. Nachdem der Freund das Buch genommen hat, überfällt den Kranken banger Zweifel, ob jener das Buch mit genug Sorgfalt behandeln wird. Wird er es auch sorgsam hinlegen, wenn er es gelesen hat? Nehmen wir den Fall, er würde während der Lektüre gestört werden, wird er darauf achten, daß es nicht in seiner Abwesenheit schmutzig wird? Die Zweifel werden sich in dieser Form nicht weit von den Bedenken, die auch andere Leute in Bezug auf geschätzte Bücher ihrer Bibliothek hegen könnten, entfernen. Ihre Fortsetzung aber führt unzweideutig in das Gebiet der Zwangsgedanken: wie, wenn der Freund, gefesselt von den originellen Ideen des Denkers, das Buch in der Hand behält, während er zum Beispiel sein Abendessen verzehrt? Wird er es nicht beschmutzen, auf der gelesenen Seite einen Fettfleck hinterlassen? Wie, wenn er nicht losgelassen von einem Gedankengang, nicht fähig, diese so anregende und interessante Lektüre auch nur für kurze Zeit zu unterbrechen, das bewunderte Buch mit auf das Klosett nimmt, um es auch während dieser lebenswichtigen Funktion zu studieren und zu genießen?

Auch der analytisch nicht Geschulte wird ahnen, daß an dieser Stelle hinter der zum Extrem getriebenen Sorge der Hohn, der sich gegen den bewußt so hochgeschätzten Denker richtet, durchbricht. Dieser unbewußte Hohn wird klarer, wenn der Zwangsgedanke nun zu der Vorstellung führt, der Freund würde während des Verweilens auf dem heimlichen Orte und während der notwendigen Reinigung eine Seite des Werkes mit nicht ganz

7) Es ist zu bemerken, daß nicht nur die alte Liebe zu manchen Dienern in der Genese der Zwangsgedanken nachweisbar war. Der Knabe lernte zur selben Zeit das Evangelium kennen, da er zufällig mit dem Bolschewismus in seiner Heimat bekannt wurde.

sauberen Händen umwenden und die Seiten des Buches würden auf diese Weise zu Klosettpapier herabsinken. An dieser Stelle brach der Kranke entsetzt seinen Gedankengang ab. Die analytische Stunde mußte ihn, den sehr Erstaunten, darüber aufklären, daß seine Gedanken voll Hohn sagten, daß die Bücher des bewunderten Philosophen sich nur zu Zwecken eigneten, für die ihr Autor sie sicherlich nie bestimmt hätte.

Wenn hier auf einem gedanklichen Umwege der unbewußte Hohn, der am Grunde der Zwangsgedanken wirkt, ziemlich deutlich wird, gibt es zahlreiche Beispiele aus unseren psychoanalytischen Krankengeschichten, bei denen erst eine lange und sehr sorgfältige Untersuchung die geheime Absicht grausamer Verspottung klarstellen konnte. Der Vergleich des pathologischen Phänomens der Zwangsgedanken mit dem normalen des ironischen Ausdruckes ergibt weitgehende Übereinstimmungen neben einschneidenden Differenzen. Beide werden natürlich erst deutlich, wenn man durch die psychoanalytische Methode den latenten Sinn der Zwangssymptome erkannt hat. Die wesentlichen Unterschiede sind schon dadurch gegeben, daß diese verborgene Bedeutung dem Kranken und seiner Umgebung unbewußt ist und unbewußt bleibt. Beide werden sehr erstaunt, wenn man ihnen Hohn als das stärkste Motiv in der Genese dieser Zwangssymptome zeigte. Entsprechend dem Unterschiede zwischen krankhaftem und normalem Denken ergibt sich die Möglichkeit, die Verspottung der Ironie sozial verwendbar zu machen, während die Zwangsgedanken nur eine intrapsychische Funktion erfüllen. Ist einmal der verborgene Sinn der Zwangsgedanken entdeckt, so ergeben sich leicht die Gemeinsamkeiten zwischen ihnen und der Ironie, Gemeinsamkeiten der Technik und der Tendenz. Die Darstellung durch das Gegenteil sowie die Übertreibung, der versteckte Charakter des Hohnes, der sich zur Erreichung seines Zieles meistens der Anspielung bedient, die triebhaft starken, aggressiven Tendenzen nähern beide Erscheinungen einander an. Der Vergleich zwischen ihnen führt noch ein Stück weiter. Die Darstellung durch das Gegenteil ist in der Mehrzahl der Fälle und sicherlich in den repräsentativsten Fällen eine Darstellung durch den Gegner. Seine Entlarvung wird durchgeführt, indem man s e i n e Maske vornimmt, seine Herabsetzung, indem man sich an s e i n e Stelle setzt. Auch dort, wo abweichende Meinungen ironisch verspottet werden sollen, sind es die Repräsentanten jener Anschauungen, die Vertreter jener Meinungen, welche mittelbar dem Hohne ausgesetzt werden. Die Darstellung durch das Gegenteil oder, wie wir jetzt sagen dürfen, durch den Gegner ist in der eigentümlichen Ausprägung, wie sie die Ironie und jene bestimmte Art der Zwangsgedanken zeigen, nur unter der Voraussetzung möglich, daß man selbst

passager zu diesem Gegner wird. Psychoanalytisch ausgedrückt würde das heißen: der hier wirksame Mechanismus ist die Introjektion.

Die psychischen Voraussetzungen dieser Introjektion des Objektes bleiben dunkel, doch gehört eine ursprünglich und ihrer Intensität nach nicht gewöhnliche Ambivalenz sicherlich dazu. Sie ermöglicht die Umkehrung von zärtlichen Regungen in Haßgefühle, wie sie im Hohn zum Ausdruck kommen. Sie ermöglicht aber auch die Angleichung der Meinungen, der körperlichen und geistigen Haltung des Objektes, wie sie die Ironie widerspiegelt.

Ist es der Sadismus, der sich in dieser Art des geliebten und gehaßten Objektes bemächtigt, so ist hier wie sonst das archaische Vorbild einer solchen Objektintrojektion die körperliche Einverleibung. Hárnik hat kürzlich die Introjektion und Projektion im Depressionsmechanismus nachgewiesen[8]. Wie mir scheint, ist die Enttäuschung am Objekt und die daraus resultierende Verstimmung diejenige psychische Situation, welche der Genese der Ironie zugrundeliegt. Der erbitterte Hohn, welcher sich in der Ironie und in dem latenten Sinn der Zwangssymptome verbirgt, ist nur die Verzerrung einer ursprünglich zärtlichen Identifizierungsneigung. Die ironische Darstellung entspricht dann dem Prozeß der Ausstoßung des entwerteten Objektes aus dem Ich, wie Hárnik ihn im Depressionsmechanismus gezeigt hat. Derselbe Autor hat als das Vorbild des psychischen Mechanismus der Objektausstoßung den körperlichen Vorgang des Erbrechens wahrscheinlich gemacht.

Der oral-kannibalistische Mechanismus liegt demnach der Entstehung der Ironie sowie der Objektdarstellung in jener Art der Zwangssymptome zugrunde. Objektintrojektion und -ausstoßung, die wir in diesen beiden Formen beobachten, führen zu den archaischen Vorbildern des Auffressens und Erbrechens eines bewunderten und gehaßten Objektes zurück. Die ironische Darstellung nähert sich in dieser Beleuchtung den Ausdrucksformen der Travestie und der Karikatur an. Sie ist die entwicklungsgeschichtlich jüngste Form der Objektentwertung, da sie sich fast nur der Wortdarstellung bedient und in ihr Worte regressiv Taten vertreten müssen. In solcher Darstellung und Entstellung bringt sie ein Stück der Wirksamkeit verdrängter Impulse wieder. Wir glauben zu erkennen, wo die Bedeutung der Gesten, der Mimik, des Tonfalls in der ironischen Darstellung ursprünglich lag, und wie sie sich veränderte. Vermutlich waren Gesten, Bewegungen und Mimik das wichtigste und wesentlichste Stück dieser Objektdarstellung in dem Sinne, der später als ironischer schärfer und deutlicher hervortreten sollte.

Der Andere wurde körperlich in allen seinen Eigenheiten dargestellt; die

8) Internat. Zeitschrift f. PsA XVII, 1931, Heft 4.

Treue der Objektdarstellung war durch die vorangegangene Introjektion gewährleistet, die gröbsten Mittel der Darstellung genügten noch dem primitiven Bedürfnis. Die Form der Objektausstoßung bot ein Stück psychischer Entlastung, milderte die aus der Enttäuschung am Objekt resultierende Depression. Solche Darstellung war aber auch ein Zeichen der Ersetzung des einst geliebten Objekts, das ins Ich aufgenommen und so „ersetzlich" geworden war. Was früher im Mittelpunkt stand, wurde im Laufe der Entwicklung immer mehr an die Peripherie gedrängt, sank zur Nebensache, zum „determinativen" Zeichen herab. Gesten und Mimik wurden zu Begleiterscheinungen der ironischen Wortdarstellung, die in ältester Zeit keine besondere Rolle spielte. Die fortschreitende Entwicklung zeigt, daß jene Gesten, jene mimischen Zeichen immer mehr den Sinn der Anspielung, des beiläufigen Hinweises für den Hörer erhalten, sie, die früher, zur Zeit, da die Ironie kaum von der Karikatur zu unterscheiden war, die stärkste Bedeutung für die Darstellung hatten. Das Wort als solches wird nun zum Träger der ironischen Ausdrucksweise. Der ursprünglich oral-kannibalistische Charakter, den die Darstellungsform der Ironie noch immer verrät, zeigt, daß das Objekt entfernt und durch das Ich ersetzt wurde. Diese Darstellung tötet es aber neuerlich („Lächerlichkeit tötet").

Von hier aus dürfen wir es versuchen, uns dem Problem, das uns der psychische Vorgang beim Hörer der ironischen Darstellung aufgibt und das wir früher als unlösbar im Stiche ließen, wieder anzunähern. Es ist jetzt wenigstens in seiner Gestalt klarer erkennbar, und wenn wir auch keine Lösung zu bieten haben, werden wir wenigstens einen Zugang zu ihr zeigen können. Durch die Darstellung des Objekts und seiner Meinungen, welche in der Ironie als die eigenen erscheinen, wird der Hörer zum Widerspruch gereizt und der damit verbundene Affekt mobilisiert. Für den Bruchteil einer Sekunde ist er der Täuschung, die eine starke Affektentwicklung begleitet, verfallen. Dann wird der Widerspruchsaufwand, wie Freud es darstellt, als überflüssig erkannt. Aber nicht nur daraus ergibt sich die Lustwirkung der Ironie. Es ist auch eine Ersparung an Hemmungsaufwand wie beim Witz zu konstatieren. Sie ist freilich von anderer Art, denn sie liegt bereits vor der Erkenntnis der Täuschung. Ein anderes Stück Ersparung resultiert aus der Besetzungsverringerung. Man könnte diesen Ablauf grob so fassen: Ich möchte ihn (das gehaßte Objekt) erschlagen — das ist er ja gar nicht, das ist ja der Andere — der Andere hat ihn bereits erschlagen.

Die Ersparung von psychischer Energie ist also mit der Erkenntnis verbunden, daß das dargestellte Objekt nicht mehr wirklich da ist, sondern schon bewältigt, überwunden (ursprünglich getötet) ist, daß eben derjenige, der

ironisch ist, die vorgestellte Aufgabe der Objektüberwindung in seiner Darstellung schon durchgeführt hat. Die Lustwirkung des Ironischen ist wie die des Komischen überhaupt im Vorbewußten zu suchen, wie Freud ausgeführt hat. Hier wird nun jenseits dieser psychischen Lokalisierung eine Quelle der Lust, die unbewußten Motiven entstammt, erkennbar. Sie ergibt sich aus der Befriedigung verdrängter Triebregungen und bildet die Brücke zum Witz auch dort, wo die Ironie nicht witzig ist. Man muß hier unterscheiden zwischen den bewußtseinfähigen, aggressiven Tendenzen der Ironie und ihrer Fortsetzung ins Unbewußte, die bis zu gewalttätigen und mörderischen Phantasien reicht.

In dieser psychischen Lokalisierung wird auch der Zusammenhang zwischen ironischem und zwangsneurotischem Hohn, der unser eigentliches Thema bildet, wieder sichtbar. Wir sind dahin gelangt, in der Form der beiden Phänomene Spuren eines psychischen Prozesses wiederzufinden, dessen Vorbild die Tötung und das Auffressen eines Objektes ist. Es war ja diese Form, die ihren unbewußten Inhalt verriet. In der elliptischen Entstellung haben wir eine andere Darstellungsform kennen gelernt, die auf den verborgenen triebhaften Inhalt eines Mordwunsches hinwies. Beide Ausdrucksformen, die elliptische Entstellung und die Darstellung durch das Gegenteil, sind dem Witz und der Zwangsneurose eigen. In beiden erhalten die Ersparungstendenz und die unterdrückte Aggressionsneigung, die in der Psychogenese des Witzes und der Zwangskrankheit nachweisbar sind, eine partielle Befriedigung.

Der Hohn, der in den Zwangssymptomen der beschriebenen Art ein von der Ambivalenz erfaßtes Objekt konserviert, um es durch den Nachweis der Absurdität zu vernichten, ist so der ironischen Verhöhnung psychologisch ganz nahe gerückt. Auch für die Ironie ist das Objekt gewissermaßen tot und lebt eben nur in der Darstellung des Ironischen fort — für manche Objekte die dauerhafteste Form des Weiterlebens. Es ist fast umgekehrt wie in „Hoffmanns Erzählungen“: die lebendige Person ist verschwunden; nur ihr getreues Bild erscheint in einem Zauberspiegel, der die vertrauten Züge verzerrt.

III) Notiz über den Sarkasmus

Die Verwandtschaft der beiden Begriffe Ironie und Sarkasmus ist jedermann klar. Man ist geneigt, das Sarkastische als einen Spezialfall des Ironischen anzusehen. Tatsächlich ist die Abgrenzung der beiden Ausdrucksarten

nicht leicht. Wird es gelingen, geeignete Beispiele zu finden, welche jene schwierige Unterscheidung vermitteln können? Ich versuche es durch die Gegenüberstellung zweier Beispiele, die ich Arthur Schnitzlers Tragikomödie „Das weite Land“ entnehme. Sie finden sich beide in einer Szene des zweiten Aktes dieses Dramas. Friedrich Hofreiter, der unheroische Held des Stückes, hatte mit Adele Natter, der lebenslustigen Frau seines Bankiers ein Liebesverhältnis, das unlängst abgebrochen wurde. Adele findet, wie sie gelegentlich ihm gegenüber bemerkt, daß er in letzter Zeit mit dem kleinen Fräulein Erna „in einer geradezu unverschämten Weise“ kokettiert. Sie meint, ihn deshalb warnen zu müssen. Absichtlich setze ich ein Stückchen des vorausgehenden Dialogs hierher, um die Atmosphäre des Gespräches deutlich werden zu lassen:

Friedrich: . . . Und ich weiß überhaupt nicht, was dir da durch den Kopf fährt. Du bringst einen wirklich erst auf Ideen. Ein Mädel, das ich auf den Knien geschaukelt hab'.

Adele: Das beweist nichts. Solche Mädeln gibt's wahrscheinlich in den verschiedensten Altersklassen.

Die Bemerkung ist entschieden witzig. Es ist wenig, was sich in uns sträubt, sie einen zynischen Witz zu nennen. Ein Dialogfragment aus demselben Gespräch: Friedrich erzählt Adele, daß er in seiner Fabrik viel zu tun habe:

Friedrich: . . . Wir bauen wieder. Im nächsten Jahr haben wir sechshundert Arbeiter. Und im Herbst fahr' ich hinüber nach Amerika.

Adele: So.

Friedrich: Besonders zu interessieren scheint dich das nicht.

Adele: Hat mir ja schon alles mein Mann erzählt. Und dann möcht' ich dir vorschlagen, daß wir uns endgültig „Sie“ sagen. Aus ist aus. Ich bin für klare Verhältnisse.

Friedrich: Daß sie auch klar sein müssen, hab' ich gar nicht gewußt.

Es ist nicht mehr als unser Sprachgefühl, das uns sagt, daß der erste dieser Fälle in die Kategorie der ironischen Ausdrucksweise, der zweite in den Bereich des Sarkasmus gehört. Tatsächlich sind es Witze, die einen ironischen, beziehungsweise sarkastischen Charakter haben. In ihrer Technik ähnlich und ihrer Tendenz nach gleichgerichtet, sind ihre Besonderheiten am ehesten durch die Obertöne zu unterscheiden. Wenn wir uns für die Kennzeichnung der einen Bemerkung als sarkastisch, der anderen als ironisch entscheiden, so ist es hier wirklich der Ton, der die Musik macht.

Vielleicht wird man gegen dieses Beispiel einwenden, daß die Natur des Witzigen hier zu sehr im Vordergrunde steht, und daß die Einfachheit des Ausdruckes ein Ergebnis des besonderen stilistischen Raffinements Schnitz-

lers sei. Um den allgemeinen Eindruck des Sarkastischen zu verstärken, soll ein unzweifelhaftes Beispiel sarkastischer Darstellung hierher gesetzt werden, das der pointierten Dialogkunst des Wiener Dichters sehr fernesteht, nicht mehr witzig ist und aus der so verschiedenen Region volktümlicher Vorstellungen kommt: der Zeichner des „Simplizissimus" stellt einen Kriegkrüppel dar, der halbverhungert und in abgerissenen Kleidern auf dem Hofe eines Proletarierhauses seinen Leierkasten dreht. Text und Melodie des gespielten Liedes werden durch die Zeile unterhalb der Zeichnung bestimmt: *„Was ich bin und was ich habe, dank' ich dir, mein Vaterland!"*

Ist die besondere Art des Hohnes, der hier das im Deutschland der Hohenzollern so beliebte Lied mit dem schrecklichen Schicksal vieler Kriegsinvalider verknüpft, als Ironie richtig bezeichnet? Sie ist nicht witzig, das scheint uns festzustehen; aber ist sie noch komisch? Ich meine, es ist am zutreffendsten, diese Darstellung als sarkastisch zu bezeichnen.

Es kommt uns hier weniger auf Klassifizierung als auf Charakterisierung an und so dürfen wir den Sarkasmus als einen Sonderfall des Ironischen bezeichnen, obwohl wir wissen, daß wir uns einer Ungenauigkeit schuldig machen[9]. Merken wir nur an, daß der Sarkasmus in nicht seltenen Fällen gerade dem Komischen entgegengesetzte, d. h. peinliche Gefühle erweckt, affektive Bedingungen setzt, welche eine Affektabfuhr im Sinne des Komischen unmöglich machen. Öfter als beim Ironischen anderer Art ergibt sich hier der Fall, daß wir durch eine stärkere Gefühls- und Interessenbeteiligung verhindert werden, zur komischen Lust zu gelangen. So wird unser letztangeführtes Beispiel manchem ungeeignet scheinen, wenn wir es als Fall einer komischen Wirkung sarkastischer Art bezeichnen wollen. Das Mitleid mit dem verstümmelten und so schlecht belohnten Krieger wird die Entstehung der Lust an der Invektive, die in jener Verwendung eines patriotischen Liedes liegt, bei vielen verhindern können. In anderen Fällen wird sich eine solche Lust trotz der Existenz störender Bedingungen entwickeln.

Der Charakter des Sarkastischen im allgemeinen wird vielleicht am besten durch die Beiwörter gekennzeichnet, welche man ihm gibt: man spricht vom Sarkasmus als von „beißendem" Spott oder „blutigem" Hohn. Durch diese sprachliche Brücke wird eine gedankliche Verbindung klarer, deren Umrisse wir schon vorher, bei der analytischen Kennzeichnung des Wesens der Ironie

---

9) Der Sarkasmus bedient sich mit Vorliebe der Darstellung durch das Gegenteil, doch kennt er auch andere Techniken. — Man kann von einer „freundlichen Ironie" sprechen; der Ausdruck „freundlicher Sarkasmus" verbietet sich von selbst. — Der Sarkasmus kann komisch sein; er muß es nicht sein. — Der Bereich des Sarkasmus geht in bestimmter Richtung über den des Ironischen hinaus.

zu sehen meinten. Wir sagten, die Ironie habe die Objektintrojektion zur psychischen Voraussetzung und ihre Untersuchung führe zur Rekonstrution des archaischen Vorganges des Tötens und Verzehrens eines Objektes zurück. Der Sarkasmus ist nun, wie ich glaube, ein weiteres Anzeichen jener Herkunft der Ironie aus dem Oral-Sadistischen. Er ist, wenn man so sagen darf, der typische Ausdruck des Wortkannibalismus. In seiner Ausdrucksform ragt ein Wortrest des rohen und wilden Kannibalismus einer versunkenen Urzeit in eine gesänftigtere und gesittetere Kulturatmosphäre.

Jedermann wird sich hier jener tragischen Gestalt Shakespeares erinnern, deren anal-sadistische Züge fast bis zur Phase des Kannibalismus zu regredieren scheinen. Es ist die Rachsucht, die Shylock diesen Weg in die primitivste Triebhaftigkeit zurückführt. Er nimmt die Beschimpfung jener unedlen Edelleute Venedigs in sarkastischer Art auf: „Hat ein Hund Geld? Ists möglich, daß ein Spitz dreitausend Dukaten leihen kann?" Seine Forderung, ein volles Pfund Fleisch aus seines Schuldners Leib zu schneiden, erinnert ebenso an den Kannibalismus wie Inhalt und Form der sarkastischen Reden, durch die er diese Forderung zu bekräftigen meint. Salarino ist sicher, er wird nicht darauf bestehen; wozu wäre ihm ein Pfund Menschenfleisch gut? Shylock gibt gerne Auskunft:[10] „Fisch mit zu ködern; sättigt es sonst niemand, sättigt's meine Rache." Diese unbewußte Andeutung geht so weit, wie der Dichter in seiner Darstellung gehen konnte.

Man darf am Ende nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß der Name „Sarkasmus" selbst sich zur Bestätigung unserer These anbietet. Das Wort ist eine Ableitung des griechischen *sarkazo (σαρκάζω)*, das Zerfleischen bedeutet.

IV) Das Kindliche und das Kindische in der Komik

Nur Naivität kann annehmen, daß Witzblätter und humoristische Zeitschriften eine heitere Lektüre sein müssen. Manchmal stellt man verwundert fest, mit wie wohlfeiler humoristischer Ware sich die Mehrzahl der Menschen zufrieden gibt. Auch auf diesem Gebiet ist das Angebot so viel größer als die Nachfrage. Es müssen trübe Eindrücke solcher Art gewesen sein, die den Leser eines deutschen Witzblattes unlängst an die Redaktion die Bitte richten ließen, eine humoristische Ecke einzurichten.

Auch das Studium des „schlechten" Witzes, der nicht zustandegekommenen Komik, des mißlungenen Humors ist psychologisch aufschlußreich. Man kommt

10) *„To bait fish withal; if it will feed nothing else, it will feed my revenge"* (The Merchant of Venice. III. 1.)

dem Studium dieser *„formes frustes“* von der Untersuchung des Komischen aus am nächsten, wenn man von den Erscheinungen des heiteren Unsinns wie Bierschwefel, Kneipzeitung u. dgl. ausgeht. Es handelt sich bei dieser Gattung im Gegensatz zu vielen Beispielen aus Wissenschaft und Kunst durchaus um beabsichtigten Unsinn. Man weiß, daß auch für diesen Unsinn eine sorgsame Auswahl stattfindet, welche über die Zusammenstellung heterogener Elemente zu einem absurden Gebilde besonders wirkungsvoller Art entscheidet. Oft genug verkleidet sich der Unsinn an sich als heiterer Unsinn. Die Dummheit nimmt sich gelegentlich eine Maske vor, die nur sie selbst komisch findet, und oft ist dieser Mummenschanz nur schwer von der Komik, die sich als Dummheit maskiert, zu unterscheiden.

Manchmal finden sich in derselben Spalte eines lustigen Blattes oder einer Witzzeitschrift nebeneinander Beispiele echter Komik und jenes Humors, der den Leser so trübe stimmt. Der Kontrast ist auch dort wohl zu spüren, wo er nicht so stark ist.

Der Zufall hat mir unlängst die Nummer einer lustigen Zeitschrift in die Hand gespielt, welche sich als illustrierendes Material für die Koexistenz der bezeichneten Art besonders eignet. Dort findet sich z. B. ein komischer „Briefkasten“, in dem Auskünfte erteilt werden, von denen manche auch wirklich komisch sind. Im folgenden sind einige Beispiele von Antworten aus dieser Zeitschrift angeführt:

> Selma K., Schandau. Ihr Freund hat Ihnen etwas vorgeflunkert! Wilde Löwen fressen keine Datteln. Desgleichen hat er mit der Behauptung, Affen seien Maulbrüder, den Mund zu voll genommen. Tintenfische pflanzen sich in der Gefangenschaft nicht fort, sondern laichen auf Löschpapier.

> Sterngucker in Bielefeld. Natürlich hat der Mond eine Rückseite, doch kommt sie praktisch nicht in Frage, da die Entfernung zu groß ist. Warum die Erdbahn ellipsenförmig ist, können wir nicht entscheiden, wahrscheinlich sollen Ecken ausgespart werden.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Auskünfte komisch sind; strenger und richtiger gesagt: komische Elemente enthalten. Wir werden bei mancher Wendung lächeln, einige von uns vielleicht sogar lachen können, doch macht dieses Lachen nicht besonders froh. Gewiß, es handelt sich hier um Unsinn der Art, den man als Ulk bezeichnet und der in alkoholisiertem Zustand wirkungsvoll sein kann. Nüchtern betrachtet, setzt diese Gattung des Komischen die heitere Stimmung eher voraus, als daß sie sie erzeugt. In anderer Stimmung können wir dazu neigen, solche Scherze als verfehlt anzusehen und sie abzulehnen. Es ist leicht einzusehen, daß es besonderer Momente bedarf, um jene Lustquellen wieder zugänglich zu machen, die uns

einen solchen Ulk genießen lassen. Freud hat gezeigt, daß diese spezielle Lustquelle der Widersinnstechnik des Witzes entspricht, und daß die Befreiung vom logischen Zwang den Erwachsenen hier wieder zum Kinde werden läßt. Die Lust am Unsinn ist identisch mit der Befriedigung, die aus der Auflehnung gegen den Denk- und Realitätszwang resultiert.

Wir haben die angeführten Beispiele ohne weiteres als komisch angesprochen und fühlen uns gedrängt, die Art ihrer Komik mit der Regression auf die infantile Denkstufe zu verknüpfen. Es scheint uns aber, daß sie so deutlich den Charakter des Künstlichen oder Gekünstelten aufweisen, daß es richtiger wäre, sie eher kindisch als kindlich zu nennen.

Was sind denn die Unterschiede dieser zwei Bezeichnungen? Unserem Sprachgefühl sind die Unterschiede nicht unbekannt. Kindisch hatte ursprünglich dieselbe Bedeutung wie kindlich; es war das, was dem Kinde eigen ist. Erst seit dem 18. Jahrhundert erhält der Begriff kindisch den tadelnden Nebensinn, der auf das Törichte und Unreife der Kindesart hinweist. Kindisch heißt nun, was jeden Ernstes und jeder Bedeutung entbehrt. Kindlich hatte ursprünglich ebenfalls keinen Nebensinn; erst jetzt sind wir geneigt, ihm die Nuance des Reinen, Wahren, Ungekünstelten beizulegen. Diese Differenzierung in zwei einander entgegengesetzte Bedeutungen entspricht derselben Entwicklung, die man im Gegensatz von höfisch und höflich, weibisch und weiblich feststellt.[11]

Den Briefkasten-Auskünften, die hier angeführt wurden, haften die Kennzeichen des Unechten und Albernen an, die wir als kindisch bezeichnen. Trotz diesem Mangel an Spontaneität bleibt das komische Element erhalten. An manchen Stellen wird das Gezwungene und Artifizielle doch so stark, daß es das Komische in den Hintergrund drängt.

Wenn man freilich näher hinsieht, vielleicht nur, wenn man ganz nahe hinsieht, geben Beispiele dieser Art noch einen anderen Eindruck, der über den eines Spieles mit Worten und Gedanken hinausgeht. Denken wir an den pseudowissenschaftlichen Ton und die ernste, scheinbar vorsichtig-sachliche Art, in der die Auskünfte gehalten sind, so wird die verborgene Absicht des Unsinns klar: er will sich über die ganze Mode der Briefkastenfragen lustig machen. Es ist also auch eine aggressive Tendenz in ihnen enthalten und das Kindische ist fast der Ausdruck dieses Sinns: gehabt euch nur nicht so! Die Auskünfte, die ihr da gebt, sind wahrhaft kin-

---

11) Man vergl. Grimm Deutsches Wörterbuch sowie die bekannten Werke von Sanders, Kluge u. a. — Bei Platen („Festgesänge") wird der oben bezeichnete Gegensatz hervorgehoben: „Ich schelte nicht das kindliche Lied, entsproßt harmlosem Gemüt, und selbst das kindische sei vielen erfreulich."

disch, es ist alles Unsinn.[12] An diesem Punkte wird also der Ulk fast zum Witz.

Sollen wir aus demselben Briefkasten ein Beispiel beibringen, in dem diese Tendenz ganz klar hervortritt?

> Privatdozent in Klotzsche. Die hypoknaktische Pipophyse tangiert tätonom entsprechend der togilen Schnobiszenz der vtlitären Horizität. Infolgedessen können agorische Zasopheme nur vermittels fagnostischer Knullismen präpikolanisiert werden.

Diese Auskunft verhöhnt den Mißbrauch, den man mit der wissenschaftlichen Terminologie, mit Fremdwörtern und schwer verständlichen Fachbezeichnungen treibt, indem sie selbst eine imaginäre Frage in einer solchen unverständlichen Sprache beantwortet. Sie will zeigen, wie dumm es ist, sich beständig so fremdartiger, (scheinbar) wissenschaftlicher Bezeichnungen auch dort zu bedienen, wo unser gutes und schlichtes Deutsch ausreicht. Diese Wirkung wird dadurch erreicht, daß wir selbst zuerst getäuscht werden sollen. Wir sind im ersten Augenblick versucht anzunehmen, diese Aneinanderreihung vieler fremdklingender Ausdrücke ergebe wirklich einen Sinn. Vielleicht kennen wir nur die Bedeutung dieser geheimnisvollen Fremdwörter nicht? Schon sind wir bereit, uns wegen unserer Bildungslücken zu schämen („Mama, wenn ich alle Fremdwörter weiß, bin ich dann gebildet?"), da erkennen wir, daß wir dupiert worden sind. Jene Wörter klingen vielfach an wirklich existierende an und ihre Verbindung erscheint zuerst sinnvoll, wir haben uns täuschen lassen, und wenn wir den Satz jetzt noch einmal lesen, dünkt uns, wir hören einen Chor von hunderttausend Narren sprechen. Jetzt wird es uns auch nicht gleichgültig scheinen, daß der Adressat der Auskunft ein Privatdozent ist. Fast könnte man glauben, daß ein weltfremder und beschränkter Privatdozent diese Auskunft erteilt hätte. Erst jetzt erkennen wir, daß der Spott eben dem Privatdozenten als dem Repräsentanten eines dumm-stolzen und inhaltsleeren Wissenschaftsbetriebes gilt, dem eben, wo Begriffe fehlen, ein schwer verständliches Fremdwort sich zur rechten Zeit einstellt.

Hier ist der heitere Unsinn schon zu einem witzigen geworden, hat sich der Ulk mit dem Witz verbunden. Wertvoller noch als diese Wirkung ist die, welche vom Scherz, der sich bis zum Humor erhebt, ausgeht. Wenn sich zu solcher Komik noch der Witz gesellt, so wird die Wirkung durch die Summierung noch gesteigert. Auch für diese seltene Gattung kann ich

12) Mark Twains köstlicher Bericht über die Auskünfte, die er als Redakteur eines landwirtschaftlichen Blattes gab, ist ein Meisterstück solcher karikaturistischer Darstellung.

aus derselben Rubrik ein Beispiel bringen. Es ist wieder eine Auskunft an eine treue Leserin des Blattes:

> Wanda U.; Mannheim. Ob Ihr Neffe in eine Anstalt gehört, kann nur der Arzt entscheiden; immerhin gibt die Tatsache, daß er an Stelle einer Zitrone den Kanarienvogel ausquetscht, sehr zu denken.

Während uns die früheren Antworten im günstigsten Fall lächeln machten, wird uns diese in lebhafte Heiterkeit versetzen können. Das rührt daher, daß sich hier mehrere Faktoren zu gemeinsamer Wirkung zusammengefunden haben. Es wird am besten sein, diese Momente einzeln zu betrachten und eines nach dem anderen vom Ganzen abzulösen wie die Hüllblätter von der Artischoke. Der erste Eindruck ist der, daß hier wie in den früheren Antworten die dummen Fragen der Abonnenten durch die Redaktion „verulkt" werden. Aller Ernst und alle Sachlichkeit der Antwort sind doch nur scheinbar. Sie wollen sagen: „Natürlich, Sie dumme Person, ist ein Mensch, der sich so benimmt wie Ihr Neffe, verrückt und gehört in eine Irrenanstalt. Wie können Sie nur so albern fragen!" Die Einkleidung der Auskunft verstärkt in ihrer schein-vorsichtigen und -vernünftigen Art („... kann nur der Arzt entscheiden ... immerhin gibt die Tatsache ... sehr zu denken") die Wirkung des Kontrastes zwischen dem unsinnigen Inhalt und der würdevollen Form der Redaktion. Diese Züge haben wir freilich schon in jenen früheren Antworten gefunden; woher rührt die *vis comica* gerade dieser Auskunft? Ist die Auflehnung gegen den Denk- und Realitätszwang hier besser gelungen, die Kritik gegen die Unlogik und Ungezwungenheit einer frühen Denkart besonders erfolgreich zur Seite geschoben oder wird die Wirkung gerade hier durch einen Beitrag aus einer anderen, verborgenen Lustquelle verstärkt? Beides ist der Fall. Die Hemmung der alten freieren Denkweisen ist wirklich radikaler aufgehoben; die Lust am Unsinn kann sich unbehinderter geltend machen, weil nicht nur der Gegensatz zwischen der Form und dem Inhalt besondes ausgeprägt ist, sondern weil wir auch unvorbereitet, plötzlich dem Unsinn gegenüberstehen. Es ist gleichsam eine künstliche Verstärkung der Ernsthaftigkeit, womit wir das Leben betrachten, geschaffen worden. Das Widersinnige oder Unsinnige tritt uns mitten in vernünftigen Überlegungen an. Es ist also der Kontrast ebenso verstärkt wie etwa bei Gelegenheit eines wissenschaftlichen Kongresses, dessen bedeutungsvolle Ergebnisse von einem Teilnehmer später in Coupletform verulkt werden.

Die Wirkungsverstärkung ist dadurch bedingt, daß das Närrische, Unsinnige oder Widersinnige überraschend mitten im Raum der seriösen Beratung auftaucht. Das Kindische wirkt umso stärker, wenn es in der Atmosphäre

des Erwachsenen sich geltend macht — woferne es nicht als störend empfunden wird. Wenn in eine bedeutsame Beratung über einen Trust eine Kinderstimme hell *A-a* schreit, so kann das unter den Teilnehmern einen Augenblick lang Unwillen oder Heiterkeit erwecken. Die Entscheidung darüber, welche Reaktion erfolgt, hängt nicht nur von der Beschaffenheit des zu Beratenden, sondern auch von der subjektiven Stimmungslage der Teilnehmer und von anderen Imponderabilien ab.

Es kann aber nicht nur diese Verwendung des Unsinns sein, welche die starke Wirkung rechtfertigt. Es ist nicht die Tatsache einer närrischen Handlung, es ist deren Art, die an unsere Lachlust unwiderstehlich appelliert. Was ist es nur? Vielleicht ist es nur eine Art Irrtum, die uns lachen macht? Vielleicht lachen wir, weil der Neffe der würdigen Dame, etwa durch die Gemeinsamkeit der Farbe verführt, den Kanarienvogel mit der Zitrone verwechselt hat. Das ist nicht unmöglich; die Wirkung der Antwort wäre demnach eine komische. Ein Minimum an Ähnlichkeit hat genügt, um jemanden zu einer so grotesken und unsinnigen Verwechslung zu veranlassen. Das Komische würde sich auch hier aus einem Vorstellungskontrast ergeben, aus einer „Aufwandsdifferenz" (Freud), indem wir die geistige Leistung des Anderen, des Narren mit der unseren vergleichen.

Freud hat es als sehr wahrscheinlich hingestellt, daß der spezielle Charakter des Komischen in der Erweckung des Infantilen zu finden sei. Nach dieser Theorie würden wir jedesmal über die Aufwandsdifferenz zwischen dem Anderen und uns lachen, wenn wir im Anderen das Kind wiederfinden. Der Vergleich, der zur komischen Wirkung in unserem Falle führt, würde also lauten: Der Mann hat den Kanarienvogel mit der Zitrone verwechselt (weil sie beide gelb sind) — ich würde nie eine solche Verwechslung begehen — der Mann verwechselt die Dinge so, wie ich es auch als Kind gemacht habe.

An dieser Stelle erhebt sich sogleich ein Einwand. Es ist ja kein Normaler, mit dem wir uns vergleichen, kein geistesgesunder Erwachsener, der sich ungeschickt oder töricht benimmt wie ein Kind. Es liegt also eine Abweichung von den meisten Fällen des Komischen vor, welche vielleicht eine Änderung oder Korrektur der Theorie nötig macht? Wir wissen nicht, ob der Zurückführung des Komischen auf das Infantile, welche die Freudsche Theorie vornimmt, allgemeine Geltung zukommt — nur eine breit angelegte Untersuchung könnte dies entscheiden —, der vorliegende Fall aber gibt sicherlich keinen Anlaß zu kritischen Einwänden. Er scheint im Gegenteil jene Hypothese bestätigen zu wollen. Die Verwechslung, die dem Neffen der Dame zur Last fällt, wird zwar deutlich genug als die Folge einer

Geisteskrankheit bezeichnet, aber sie hat entschieden kindlichen Charakter. Der Widerspruch ist leicht auflösbar, da wir nun wissen, daß das Denken und Fühlen des Psychotikers auf die infantile Stufe regrediert. Hier besteht eine Gemeinsamkeit, welche das Sprichwort bereits anerkannt hat („Kinder und Narren sprechen die Wahrheit").

So wäre doch nur die komische Verwechslung für den Lacheffekt verantwortlich, der Vergleich zwischen dem Unterscheidungsvermögen des Erwachsenen und des Kindes oder, wenn man will, zwischen dem Ich des Erwachsenen und dem infantilen Ich? Wir spüren, das deckt nicht den psychologischen Sachverhalt.

Gewiß haben wir die spezielle Natur der unsinnigen Handlung nicht genügend gekennzeichnet. Vor allem haben wir uns klar zu machen, daß es sich nicht um einen gleichgültigen Irrtum und sicher nicht n u r um einen Irrtum handelt. Der närrische Neffe tat etwas, was nicht nur eine intellektuelle Minderleistung darstellt; seine Aktion zeigt auch Verschiedenheiten von unseren in der Triebsphäre. Wenn am Grunde der Komik, die wir feststellten, der Vergleich zwischen den Aufwänden liegt, so müssen wir konstatieren, daß wir nie einen Kanarienvogel so behandeln würden wie eine Zitrone, und daß uns nicht nur intellektuelle Gründe davon abhalten würden. Wir sind unfähig, einen Kanarienvogel auszuquetschen wie eine Zitrone. Es gab indessen eine längst vergangene Zeit, da wir nicht nur zu einer so unsinnigen, sondern auch zu einer so grausamen Handlung wohl fähig gewesen wären; die frühe Kinderzeit.

Wir alle haben vorbewußt die Welt in belebte und unbelebte Objekte eingeteilt. Die unbelebten behandeln wir eben als Sachen. Da sie keine Empfindungen und Gefühle haben, benehmen wir uns rücksichtslos gegen sie: so zerquetschen wir etwa eine Zitrone erbarmungslos, als ob sie kein Leben hätte. Belebten Objekten, z. B. Tieren gegenüber, legen wir uns Hemmungen auf, nehmen wir Rücksicht auf die Möglichkeit schmerzhafter Empfindungen. Dem Kinde sind alle Dinge belebt. Es lernt erst spät das Mitleid kennen, und nur seine Schwäche und Unselbständigkeit hindern es zumeist, anderen Lebewesen Schmerz zuzufügen, Menschen und Tiere so zu behandeln wie wir Erwachsene nur unbelebte Objekte. Die Tatsache, daß ein Kind einen Kanarienvogel zärtlich streichelt, würde dasselbe Kind keineswegs daran hindern, demselben Vögelchen schon im nächsten Augenblick wehe zu tun. Die Mitleidsschranke ist eine späte psychische Erwerbung des kleinen Menschen.

Wir werden durch die verrückte Handlung des Neffen dieser Dame daran erinnert, daß auch wir als Kinder keine inneren Hemmungen gegen eine

solche Behandlung von Tieren hatten. Ja mehr als das, wir haben nicht nur ohne Mitleid (oder besser: mitleidlos) gehandelt, wir fanden sogar gelegentlich eine besonders starke Lust daran, so zu handeln. Es machte uns oft gerade Vergnügen, Menschen und Tieren wehe zu tun und sie zu quälen.

Zweifellos ist die komische Lust, die wir beim Anhören oder Lesen jener Auskunft verspüren, auch durch die Erinnerung an jene mitleidlose und grausame Kinderzeit mitbedingt. Entschiedener gesagt: ein Teil jener Lust kommt auf das Konto grausamer, sadistischer Regungen, welche hier frei werden. Diese Lustquelle bleibt unbewußt; sie vereinigt sich mit jener vorbewußten, die dem Vergleich der Aufwände gilt, und verstärkt ihre Intensität. Wir ziehen demnach Lust aus der Ersparung von Hemmungs- und Unterdrückungsaufwand. Es ist der psychische Mechanismus, den Freud als charakteristisch für den Witzvorgang dargestellt hat.

Es ist wichtig, daß wir uns die verschiedenen Lustquellen, die sich zur Erzielung unseres Lacheffektes vereinigen, noch einmal vergegenwärtigen. Die Einkleidung der Auskunft wies uns darauf hin, daß sich auf einer Unterlage von Ulk eine witzige Aggression gegen die Bildungsphilister und ihre Anschauungen vorbereitete. Der Kern dieser Auskunft aber erweckt komische Lust durch Vergleich der geistigen Aufwände. Das Ergebnis dieses Aufwandvergleiches ist etwa in der Endformel enthalten: der Mann macht etwas mit dem Kanarienvogel, dessen ich nur als Kind fähig gewesen wäre. Der psychische Akzent liegt natürlich auf dem Bewußtsein der Überlegenheit: das würde ich jetzt niemals mehr machen. Anders ausgedrückt: das Komische entsteht aus der vorbewußten Erkenntnis der Distanz zwischen dem kindlichen Ich und der Persönlichkeit des Erwachsenen. Jener Verrückte, der so unsinnig handelt, erscheint gleichsam als Repräsentant der kindlichen Haltung, über die wir uns erhaben fühlen.

Wir haben indessen bemerkt, daß dieses nicht das einzige Ergebnis der vorbewußten Vergleichung der Aufwände ist: ein anderes verläuft geradezu in entgegengesetzter Richtung. Durch den besonderen Charakter der unsinnigen Handlung wurden wir darauf aufmerksam, daß unsere komische Lust durch einen unbewußten Faktor verstärkt wurde, nämlich durch die Befriedigung sadistischer Triebregungen, indem wir uns mit jenem Narren identifizieren. Das Komische, das aus der vorbewußten Erkenntnis der eigenen Überlegenheit resultiert, erhält hier sonderbarerweise eine Verstärkung durch einen Vergleich, der fast neidische Gefühle gegenüber dem Objekt auslöst. Der Widerspruch ist nur scheinbar, weil die sadistischen Impulse, die den psychischen Vorgang komplizieren, dem Unbewußten angehören und unbewußt bleiben. Der Vergleich mit dem Anderen führt vorbewußt zur

komischen Lust durch die Erkenntnis: ich würde dies nicht machen, ich habe zu starke Hemmungen. Die Quelle der unbewußten Lust resultiert aus der Aufhebung jener Hemmungen: ich möchte das auch machen oder (in der unbewußten Identifizierung): ich mache dies auch. Es sind also in unserer Lust dieselben Momente enthalten, die der Lust am Witz dienen. Dennoch würden wir Bedenken tragen, die Auskunft der Redaktion witzig zu nennen. Es liegt eben ein Fall vor, in dem die Komik verstärkt wurde durch die geheime Mitwirkung unbewußter Faktoren aus der Triebsphäre. Die Ersparung von Hemmungs- und Unterdrückungsaufwand, die wir lustvoll verspüren, können wir zwar, seitdem Freud uns darauf aufmerksam gemacht hat, im Witzvorgang jedes Mal konstatieren, aber wir finden dasselbe psychische Resultat auch bei Vorgängen, die einem anderen Bereich angehören.

So wäre also jener verrückte Neffe nur eine komische Figur und unsere Lust eine rein komische? Wir wollen unsere Zweifel nicht unterdrücken. Wir glauben zu erkennen, daß jene scheinvorsichtige und -sachliche Überlegung der Redaktion in der Auskunft, ob der Neffe in eine Anstalt gehört, nicht nur der Vorbereitung und Verstärkung der komischen Wirkung diene. Der Hinweis auf die besonderen Eigentümlichkeiten des kindlichen Seelenlebens, das so viele Gemeinsamkeiten mit dem der seelisch Kranken zeigt, hat unsere anfängliche Sicherheit beeinträchtigt. In jener Auskunft heißt es, daß die Handlungsweise des Neffen immerhin sehr zu denken gibt. Die Redaktion meint natürlich, gerade diese Handlung zeige, da sei nichts weiter zu bedenken: wer so etwas tut, ist einfach verrückt und gehört in die Zelle eines Irrenhauses. Die seltsame Handlung gibt aber wirklich sehr zu denken, besonders dann, wenn wir uns an unsere eigenen kindlichen Tendenzen ähnlicher Art erinnern. Es ist gewiß, daß ein Kind, das etwa einen Kanarienvogel statt einer Zitrone zerquetscht, damit eine in seinem Sinn durchaus „vernünftige", zweckentsprechende Handlung durchführt. Der Einfall kommt uns nur deshalb so unsinnig und komisch vor, weil uns dieser Sinn entfremdet ist, weil wir ihn nicht in unsere Welt der Erwachsenen einreihen können. Einer meiner Patienten erzählte mir aus seiner Kinderzeit, die er auf einem Landgut verbrachte, daß er einmal ein Kücken ausgebügelt habe. Das ist gewiß ein sonderbarer Einfall und uns Erwachsenen völlig unbegreiflich, aber das Kind muß mit seiner Absicht durchaus „vernünftige" Vorstellungen verknüpft haben. Was unserem Verständnis entrückt ist, nennen wir gerne sinnlos.[13] Eine andere Frage taucht auf,

13) Der Einfall war vermutlich angeregt worden, als der kleine Junge sah, wie eine Magd Wäsche plättete. — Ein Spezialfall solchen Unverständnisses von Erwachsenen

wenn wir den Versuch, eine uns verständliche Motivierung für die Handlung jenes Neffen zu finden, als fruchtlos aufgegeben haben. Wieso kommt es, daß wir kein Mitleid mit dem so grausam getöteten Vögelchen verspüren? Oder ist doch Mitleid mit dem kleinen Tier in uns erweckt worden? Wie konnte dann komische Lust entstehen? Wir haben durch Freud erfahren, daß es für die Komik außerordentlich störend wirkt, wenn der Fall, aus dem sie entstehen soll, gleichzeitig Anlaß zu starker Affektentwicklung gibt. Unzweifelhaft ist ein solcher peinlicher Affekt zumindest im Keime vorhanden gewesen, da das Ende des Kanarienvogels unser Mitleid erweckt hat. Da die Entbindung peinlicher Affekte sonst das ernsteste Hindernis der komischen Wirkung ist, müssen noch stärkere Motive auf uns eingewirkt haben, die komische Lust trotz der störenden Affekte zu gewinnen. Die Situation als solche war ernsthaft genug, unser Mitleid wandte sich dem armen Kanarienvogel zu; da trat etwas auf, das die volle Affektentwicklung hinderte. An Stelle des gehemmten Mitleids trat jene Lust; sie ging aus erspartem Affektaufwand hervor. Hier waren also die Bedingungen gegeben, die für die humoristische Lustwirkung charakteristisch sind. Der Humor bedient sich sehr häufig jenes Mechanismus des ersparten Mitleids. Die Ersparung des Gefühlsaufwandes vollzieht sich durch unsere Kenntnis, daß die Handlung, deren Folgen unser Mitleid erregen sollten, von einer so grotesken Verwechslung ausgeht. Die Ersparung von Gefühlsaufwand ist eine doppelte, weil wir auch im Begriffe waren, Anteil an dem Schicksal des Neffen jener Dame zu nehmen. Wir schickten uns sozusagen bereits an, ihren Kummer wegen der schweren Krankheit mitzutragen, mit ihr an die Maßregeln zu denken, die angesichts des ernsthaften Falles zu ergreifen wären. Wir waren darauf vorbereitet, nun von den besorgniserregenden oder schrecklichen Symptomen der geistigen Erkrankung des Unglücklichen zu hören — und nun hören wir etwas, was so grotesk ist, daß wir lachen müssen. Alle jene peinlichen Affekte wie Sorge, Mitleid u. s. w. sind in *statu nascendi* unterdrückt; der Humor ist an ihre Stelle getreten.

---

zeigt sich in der Betrachtung der Formen des kindlichen Denkens, die wir naiv nennen. Unser Lachen über die Naivität der Kinder ist zum großen Teil dadurch bedingt, daß wir die entfremdeten Vorstellungen wiedererkennen, während wir ihnen einen „zweiten“, z. B. obszönen Sinn geben. Es wird mir berichtet, daß ein kleines Mädchen in einer Berliner Elementarschule sich weigerte, einen Satz aus dem Lesebuche laut vorzulesen. Die Lehrerin war erstaunt zu hören, daß der betreffende Satz dem Kinde „unanständig“ erschien. Er lautete: „Am Morgen wurde der Hausherr durch das kräftige Pochen der Magd geweckt.“ Das kleine Mädchen hatte „Po-chen“ (berlinerisch = Popochen) gelesen.

Wir ahnen, daß die Handlung des Narren nicht so närrisch ist, wie sie aussieht. Als wir Kinder waren, haben wir den Unterschied von belebt und unbelebt nicht anerkannt. Wie im Märchen haben wir dem Tisch, dem Sessel, der Türe Leben und Willen zugeschrieben. Es wäre aber verfehlt, wollte man annehmen, daß jene kindliche, animistische Weltanschauung zu einer besonderen Sorgfalt oder Achtsamkeit in der Behandlung der Dinge und belebten Wesen geführt hätte. Wir fühlten uns damals als Herren der Welt und waren rücksichtslos und großartig, wie es nur solche Herren sein können. Die Grenzüberschreitung war auch von der anderen Seite möglich: belebte Objekte wurden von uns so wie unbelebte behandelt; es wurde ihnen keine Ausnahmsstellung gewährt. Da wir das Mitleid nicht kannten und nur uns selbst wichtig nahmen, hatten sich auch Menschen und Tiere so wie Dinge unseren Liebkosungen und Mißhandlungen zu unterwerfen. Etwas in der Handlungsweise des närrischen Neffen der Dame führt in jene Stimmung des Kindes zurück, das die Umwelt nicht wichtig nimmt und seinen majestätischen Willen belebten und unbelebten Objekten in gleicher Art aufzwingt. Etwas darin mahnt uns, die Welt nicht eben wichtig zu nehmen, nicht zu rücksichtsvoll zu sein, zu tun, was uns gefällt — *„car tel est mon plaisir“*. Hier wird wie unter einem Schleier eine besondere Art Lebensweisheit des Humors sichtbar.

Der Ulk als solcher hat zumeist einen intellektuellen Katzenjammer zur Folge, wenn wir später an seine Albernheit zurückdenken. Unser Fall, jene ulkige Auskunft, wird kaum von so üblen Folgen begleitet sein, weil sie nicht nur Ulk war. Rückblickend gewahren wir, daß sich in ihr Komik und Humor verschmolzen haben, und daß der Mischung auch eine witzige Zutat nicht fehlte. In der verborgenen Mahnung, die Welt nicht so wichtig zu nehmen, lugte auch ein kleines Stück praktischer Weisheit hervor.[14]

Wir sind bei der Analyse unseres Beispiels von einer Unterscheidung ausgegangen, zu der wir jetzt am Ende, da wir den Weg von der ulkigen zur humoristischen Betrachtungsweise überblicken, wieder zurückkehren dürfen: das Kindische, das der Erwachsene in seinen Scherzen künstlich wieder schafft, und das Kindliche, das am Grunde seiner Natur liegt, fließen hier

14) Der Leser wird sich angesichts dieser Mischung daran erinnern müssen, daß wir uns hier beständig an der Grenzen des Komischen bewegen. Der Charakter des Grenzlandes erinnert an die Eigenart der Dichtung A r i o s t s, wie sie Goethes Antonio sieht:

Die Schalkheit lauscht im Grünen halbversteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldenen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indes auf wohlgestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint . . .

ineinander. Der Ulk wird wieder zu jenem Ernst im Spiel, der unsere Kinderjahre begleitete, und des Mannes späte Künste werden nach und nach Natur.

V) Der Witz im Versprechen

Die psychische Situation, die gegeben ist, wenn eine Person Anlaß zum Lachen gibt, ohne es zu ahnen, ist im Bereich des Komischen außerordentlich häufig. Sie gehört oft geradezu zu den Voraussetzungen der komischen Lustwirkung wie zum Beispiel beim Genuß des Naiven. In der Psychogenese des Witzes tritt sie nur ausnahmsweise ein. Wenngleich wir noch immer besser Bescheid wissen über die seelischen Vorgänge beim Hörer des Witzes als bei demjenigen, der ihn produziert, können wir doch so viel sagen, daß der Witzige sich meistens des Charakters seines Produktes bewußt ist. In manchen Fällen aber weiß der Sprechende nicht, daß, was er gesagt hat, witzig ist. Er hat nichts Witziges sagen wollen, und erst der Lacheffekt seiner Rede belehrt ihn darüber, daß er einen vorzüglichen Witz gemacht hat. Es ist gewiß viel leichter, unfreiwillig komisch als unfreiwillig witzig zu sein. Wenn einem freilich ein solcher Witz in den Schoß geworfen wurde, wird man selbst darüber lachen, denn man will kein Spaßverderber sein — zumal dann, wenn man selbst den Spaß gemacht hat. Manchmal wird ein Witziger solcher Art trotz dem Gelächter seiner Hörer noch immer nicht erkennen, daß er es selbst durch seine Rede ausgelöst hat.

Die Freudsche Untersuchung der Beziehungen des Witzes zum Unbewußten hat erwiesen, daß wir eigentlich nicht wissen, *worüber* wir lachen. Aus dieser These ergab sich mit psychologischer Notwendigkeit die andere, daß wir nicht wissen, *wodurch* wir andere zum Lachen bringen, da die psychischen Voraussetzungen des Witzigen zum wesentlichen Teil ebenfalls unbewußt sind.

Was uns hier beschäftigt, ist ein Sonderfall, der manchmal zur Beobachtung kommt. Es ereignet sich gelegentlich, daß wir nicht einmal wissen, *daß* wir andere lachen machen. Ein so hoher Grad der Unbewußtheit tritt zum Beispiel dann ein, wenn ein Versprechen einen Witz darstellt.

Der Fall des „witzigen Versprechens“ ist in der analytischen Literatur nur selten in Betracht gezogen[15] und, soviel ich weiß, noch nicht untersucht worden. Das folgende schöne Beispiel aus der psychoanalytischen Praxis er-

---

15) Freud, Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Ges. Schriften Bd. IV. S. 87 und Rank in Internat. Zeitschrift für Psychoanalyse I. 1914, S. 913.

muntert besonders dazu, den Versuch einer psychologischen Erklärung zu machen: die Patientin Erna war in Gesellschaft einem Manne wieder begegnet, der ihr vor vielen Jahren nahegestanden hatte. In derselben Analysestunde, in der sie mir von ihm erzählte, hatte ich, viele Eindrücke zusammenfassend, gesagt, daß die Zuneigung zu jenem Mann noch immer in ihr wirksam, zumindest aber soweit lebendig sei, daß sie auf ihn eifersüchtig sein könne. Sie hatte eine solche Möglichkeit energisch in Abrede gestellt. In derselben Gesellschaft hatte sie nun auch die jetzige Frau des früheren Freundes getroffen. Sie schilderte den Eindruck, den diese Dame auf sie machte, später mit folgenden Worten: „*Sie ist so häßlich, daß einem das Herz im Leibe lacht*". Der Satz wurde von der Patientin selbst als Versprechen erkannt, über das sie laut lachte. Sie sagte, sie habe sagen wollen: „daß einem das Herz im Leibe stehen bleibt" oder „daß einem das Herz im Leib erstarrt".

Der latente Sinn des Versprechens ist klar. Unbewußt heißt das doch: ich habe mich gefreut, daß die Frau so häßlich ist. Die Befriedigung darüber, daß der frühere Freund seine Frau nicht so lieben könne wie sie selbst, hat in diesem Versprechen einen sehr plastischen und sogar einen witzigen Ausdruck gefunden. Es ist diese Regung, welche den intendierten Satz gestört hat und ihm eine neue Gestalt gab. Die Analyse ergab immerhin, daß der psychische Vorgang komplizierter war, als man hätte annehmen können. Während die Patientin sprach, während sie den angefangenen Satz mit der Wendung „daß einem das Herz im Leibe erstarrt" beenden wollte, wurde sie durch den Gedanken an unser Gespräch von früher, in dem ich über die Fortdauer ihrer Neigung sprach, gestört. Es fiel ihr ein, daß ich den Ausdruck, „daß einem das Herz im Leibe erstarrt ..." sicherlich als übertrieben empfinden und über ihn l a c h e n werde. Eine solche lächerliche Übertreibung mußte ja erst recht für die Fortdauer ihrer Liebe zu jenem Mann Zeugnis ablegen. Der Gedanke an mein Lachen, das sie vorausnahm, zwang die narzißtisch besonders empfindliche Patientin zu einer Abänderung ihrer Rede. Sie versprach sich, sagte: „daß einem das Herz ... lacht" weil sie an m e i n erwartetes Lachen denken mußte: indem sie die eine Übertreibung vermied, verfiel sie der anderen. Unbewußt hatte sie sich mit mir und meinem Lachen identifiziert, sich damit aber zugleich der von ihr früher so entschieden zurückgewiesenen Meinung über ihre Eifersucht angeschlossen. Indem sie sich so versprach, hatte der Gedanke an mein Lachen, das sie erwartete und vermeiden wollte, Anschluß an unbewußtes Material gefunden, an die unterdrückte Genugtuung über die Häßlichkeit der Rivalin. Das Versprechen ist ein Kompromißausdruck, in dem sich die Unterdrückung und die Durchsetzung der intendierten Regung zu einem einzigen sprachlichen

Ganzen finden. Unsere Aufmerksamkeit wird nun von der Tatsache gefesselt, daß Versprechen und Witz, die hier zusammenfallen, anscheinend eine große Strecke weit demselben psychischen Mechanismus folgen. Ein Gedankenzug erfährt eine blitzschnelle unbewußte Bearbeitung; ihr Resultat aber wird in dem einen Fall als Störung, im anderen als willkommene Ablenkung empfunden. Der Unterschied zwischen einem Versprechen und einem Witz, der auf eine so ähnliche Art zustandekommt, entspricht etwa dem zwischen einem Einbrecher und einem überraschenden Gast.

Der bedeutsame psychologische Unterschied, der trotz aller Annäherung die Witzbildung vom Versprechen trennt, ist schon durch das Ziel der beiden seelischen Produkte gegeben, da das Versprechen dem Vermeiden von Unlust, der Witz dem Lusterwerb dient. Im Falle des Witzes wird ein Gedankengang für einen Moment fallen gelassen und taucht dann plötzlich in jener Umformung, die lachen macht, aus dem Unbewußten auf. Beim Versprechen wird ein solcher bewußter Gedankengang durch eine auftauchende, dem Unbewußten entstammende Tendenz gestört. Im Falle des witzigen Versprechens ergibt sich nun ein seelischer Vorgang, der sich als ein Hin- und Herschwanken zwischen den beiden Mechanismen beschreiben läßt, so wie sich die Erscheinung selbst als eine der Brücken zwischen Fehlleistung und Mehrleistung darstellt. Die Ablenkung der intendierten Rede wird dann „mit gemischten Gefühlen“ aufgenommen: sie ärgert und belustigt uns zugleich. Der Gedanke wird von der unbewußten Tendenz nur zum Teil überwältigt, zum andern Teil hat er sich ihr freiwillig hingegeben. Der psychische Vorgang zwischen bewußtem Gedanken und unterdrückter Regung ist am besten gleichnisweise darzustellen: halb zog sie ihn, halb sank er hin.

Marcel Proust als Dichter der psychologischen Analyse

Von

Gustav Bydowski

Warschau

Die Zusammenstellung der beiden Begriffe in der Überschrift würde einen Widerspruch ergeben, wenn dieser Widerspruch nicht durch die Genialität des Künstlers überwunden wäre. Es erweckt den Anschein, als ob der Begriff der Analyse sich nicht mit der Dichtung verträgt, aber gerade der schöpferischen Größe, der wahrhaft künstlerischen Dichtung gelingt es, diese Antinomie zu lösen.

Es ist eine Besonderheit aller Werke von Marcel Proust, daß sich fast auf jeder Seite Analysen finden, die unendlich exakt und zugleich schön sind. Sie entstammen augenscheinlich einer einzigen Quelle, dem Bestreben, die ewigen Werte im Wechsel des seelischen Seins festzuhalten und das Bleibende, die platonische Idee, im unsteten Wandel zu finden. Mit unerschöpflicher Ausdauer und Geduld verfolgt er Liebe, Eifersucht, Sehnsucht und Trennungsschmerz seiner Helden und er frägt sich immer wieder, ob er ihr Leben begriffen, ihre Ideen erfaßt, ob er sie mit dem Netzwerk seiner Analyse aus der Erscheinungen Flucht eingefangen hat.

Die Größe seiner Sendung zeigt sich darin, daß er nie befriedigt ist, immer forscht und sucht, immer erinnert und umformt, immer wieder zu dem gleichen Gefühl zurückkehrt und in die Tiefen derselben Seele sich versenkt. Und endlich verfolgt er nicht nur dasselbe Gefühl bei verschiedenen Menschen, sondern er stöbert es auch in allen Ecken der Seele auf, betrachtet es von verschiedenen Gesichtspunkten aus und in verschiedenen Lagen. Seinem Blick entgeht keine Ähnlichkeit; er läßt sich auch nicht irreführen; durch äußerliche Unterschiede hindurch sieht er den Erlebnisstrom, der im Innern dahinfließt.

Das Seelenleben ist Bewegung an sich, ist fließendes Schweben. Das ist sicherlich eine der Ursachen, warum man sich erst so spät mit ihm zu beschäftigen anfing und warum man es erst so spät verstehen lernte. Der Fortschritt des menschlichen Denkens ging zunächst in der Richtung der Wissenschaft und der Beherrschung der äußeren Realität. Einen Beweis dafür liefert die ungeheure Entwicklung der Technik.

Das seelische Leben war unerforscht, von ihm wußten nur die großen Dichter.

Unsere Aufmerksamkeit, von den Anforderungen des Lebens bestimmt, ist mehr auf die äußeren Erscheinungen gerichtet. Wir wählen aus unseren Gedanken nur jene aus, die für uns lebenswichtig sind und eine Fortsetzung in der Realität haben, die übrigen lassen wir unbeachtet. Außerdem wirken in uns Verdrängungsprozesse, welche uns zwingen, alles aus dem Bewußtsein zu weisen, was sich nicht unmittelbar mit unserem bewußten Ich in Übereinstimmung befindet; besonders energisch verdrängt die Psyche des normalen Menschen alles, was unangenehm und peinlich erscheint.

Die eigentümlichen inneren Bedingungen und die ganze Lebensart von Proust haben es bewirkt, daß alle diese Schwierigkeiten auf wunderbare Weise überwunden wurden. Bekanntlich hat die Krankheit den Dichter an einer aktiven Teilnahme am Leben verhindert, hat ihm in den späteren Jahren den Kontakt mit der Umwelt erschwert und den Kreis der Menschen und der Dinge eingeengt, mit denen er in Berührung treten konnte. Bei großem Innenreichtum und feinster Subtilität des Erlebens und der Einfühlung bewogen ihn alle diese Umstände zu tieferem Eindringen in das Innenleben, ließen ihn seine Freuden und Leiden immer mehr im subjektiven Erleben finden. Außerdem vertuschte — auch dies im Gegensatz zur Durchschnittspsyche — sein bewußtes Ich nicht die bedrückenden Dinge; im Gegenteil, er kehrte leidenschaftlich zu seinen Leiden zurück, erwog ihre Ursachen und Folgen und erkannte in ihnen die Grundlage seiner wichtigsten Gefühle und Leidenschaften. So erscheint uns wenigstens das Bild des Dichters in seinen Werken. Bei der Bedeutung des Leidens für die ganze Liebesstruktur bei Proust wollen wir später noch aufmerksam verweilen. Jetzt wollen wir anführen, wie sich der Dichter in einem seiner Briefe über diese grundlegenden Tendenzen seiner Psyche und seines Schaffens äußert.

„. . . es liegt mir nichts ferner als die Gegenwart des Glücks im unmittelbaren Erleben, noch weniger in dessen gegenständlicher Verkörperung zu suchen. Eine Wahrnehmung, so unbedeutend sie sein mag, ein Hauch, eine Erleuchtung, solange sie mir noch gegenwärtig sind, liegen noch zu sehr im Bereich meiner Kraft, als daß sie mich glücklich machen könnten. Erst wenn sie mich an etwas anderes erinnern, wenn ich sie zwischen Gegenwart und Vergangenheit auskoste, machen sie mich glücklich. Alexander hat recht, wenn er sagt, aufhören zu hoffen sei gleichbedeutend mit Ver-

zweifeln. Aber wenn ich auch nicht aufhöre zu wünschen, hoffe ich niemals. Vielleicht ist es die große Nüchternheit meines Lebens ohne Reisen, ohne Spaziergänge, ohne Gesellschaft, ohne Licht, die die ewige Dauer des Wünschens begünstigt. Und wenn wir nicht mehr an die eigene Befriedigung denken, so finden wir allmählich unser Glück auf der Suche nach den inneren Gesetzlichkeiten, die uns all dessen beraubt haben, was wir glaubten behalten zu dürfen — selbst der Herzen. Das Interesse für jene Gesetze, die uns umgekehrt die unerwartetsten Dinge in den Schoß werfen — dies Interesse vermag für die Enttäuschung zu entschädigen, daß wir nicht besitzen, was uns schön erschien, als wir es begehrten." [1]

Diese Durchleuchtung der eigenen Seele führt schließlich dazu, daß auf alles (wenn man hier überhaupt „alles" sagen kann), was unbemerkt die Peripherie unseres Bewußtseins streift, der Glanz der Erkenntnis des Dichters fällt. Zu jedem Erlebnis, zu jedem Halbton, zu jeder Klangnuance, die als Obertöne eines Grunderlebnisses mitschwingen, sagt Proust, wie Faust zum Augenblick des Glücks: „Verweile doch, du bist so schön!" In solchem Glanz wird alles klar und schön. Ein Genius der Klarheit hellt alle Schatten der Seele auf; alles, was irgenwo in der Unterwelt wirbelt, was man eher ahnt als fühlt, wird erstaunlich einfach und verständlich, wird zum Ausdruck ewiger und tiefer Gesetze und hoher Schönheit. Solche Analyse atmet Schönheit und vernichtet alles Häßliche. Im Lichte dieses Verständnisses und dieser Darstellung aus dem Inneren heraus gleichen sich alle sozialen, intellektuellen und ethischen Unterschiede aus; gleich durchsichtig und anziehend werden die Seelenschwingungen des Barons und der Lakaien, der Fürstinnen und der Köchinnen, ehrlicher und guter Leute ebenso wie kleiner, erdhafter Menschen, lächerlicher Snobs oder begrenzter und roher Egoisten. Man wird an die Schönheit jener kleinen Bilder der holländischen Schule erinnert, wo uns aus der Tiefe des dunklen Hintergrundes ein Blatt verfaulten Kohls und von Feuchtigkeit verschleimte Reptilien entgegenblicken.

Diese absolute Durchdringung des Inneren Anderer wurde ihm zweifellos durch eine subtile Kenntnis des eigenen Ichs möglich — bekanntlich die wichtigste Voraussetzung der Einfühlung —, ebenso aber durch eine besondere Art von Sympathie und Liebe zu den Menschen, zu ihren großen und kleinen Freuden und Leiden. Diese Sympathie entstammt teilweise einer Identifizierungsfähigkeit (darüber später), teilweise einer großen Güte, die aber keine Spur von Senti-

1) Princesse Bibesco: Au bal avec Marcel Proust. Paris. 9. éd. p. 119 f.

mentalität enthält und daher die Klarheit des Blicks nicht beeinträchtigt, diese vielmehr fördert. In dieser Sympathie ist etwas vom indischen *Tat twam asi* — wodurch sie, ähnlich wie bei Schopenhauer, zur Grundlage der Ethik werden kann.

Man kann sie in jeder Zeile des Werkes gewahren, aber mit einer wunderbaren und aufwühlenden Eindrücklichkeit erscheint sie in den Briefen, die die Fürstin Bibesco veröffentlicht hat. Ob es sich um den Ausdruck seiner Gefühle gelegentlich des Todes der (ihm persönlich unbekannten) Schwester der Fürstin handelt, oder um das Erlebnis des Todes der Mutter eines Freundes, — immer zeigt der Ausdruck die zartesten Saiten von Prousts Empfinden in Schwingung, als ob er seine ganze Seele in die Tiefe der Seele eines anderen Menschen versenkte. So verdient jeder dieser Briefe besondere Aufmerksamkeit, nicht nur als Ausdruck der wunderbaren Verfeinerung des Fühlens, sondern einfach als ein klassisches Beispiel der Einfühlung. Aus diesem Grunde kann ich es mir nicht versagen, ein Bruchstück des Briefes an den Freund, der seine Mutter verloren hat, anzuführen:

„Meine zärtliche Mutterliebe, meine Bewunderung für Deine Mutter, mein herzliches Gefühl für Dich — all das vereint sich in mir und läßt mich Dein Leid fühlen; ich habe nicht geglaubt, daß es möglich sei, derart am Unglück eines Andern mit zu leiden, mag auch dieser Andere ein Stück des eigenen Selbst geworden sein. Denn man hat sich gewöhnt, den größten Teil seines Glückes als eigenes Glück zu erleben, — und so findet man es gleichzeitig mit dem seinigen zerstört. Ich denke Deiner armen Augen, Deiner Wangen, die ich so liebe, weil Deine Gedanken, Deine Gefühle hier wohnen, Gestalt gewinnen, ohne Rast kommen und gehen; — ich sehe sie erfüllt vor Kummer, für lange, für immer, voller Tränen — und es macht mich körperlich leiden, wenn ich Deiner so gedenke. (Princesse Bibesco, l. c. p. 66 f.)

Diese Fähigkeit zur Identifizierung, die später zu einem wertvollen psychologischen Erkenntniswerkzeug für Proust wird,[1] ist ursprünglich nur ein Mittel, unstillbare Sehnsucht zu erfüllen. Während der kindlichen Liebe zu Gilberte, voll von Verehrung für alles was sie umgibt, auch für ihren Vater, versucht der Dichter diesem Vater ähnlich zu werden: „Er bemühte sich, Swann zu gleichen; bei Tisch griff er sich immer wieder an die Nase und rieb sich die Augen. Mein Vater sagte: das Kind ist idiotisch, es wird einmal schrecklich aussehen.

1) Man vergleiche das mit folgenden Worten: „*L'homme est l'être qui ne peut sortir de soi, qui ne connait les autres qu'en soi, et en disant le contraire, ment*". (Albertine disparue").

Ganz besonders wünschte ich so kahl zu sein wie Swann." (Ähnliche Ansätze, zur Identifikation mit der Mutter, finden sich in einigen Briefen des großen romantischen Dichters Słowacki.)[1]

Der mit den Jahren geschärfte Sinn für Introspektion erlaubte dem Dichter unbewußte Identifizierungen in sich aufzudecken, Hinweise auf jene Umwelteinflüsse, die an der Kristallisation des Charakters beteiligt sind und gleichzeitig — wie es die Psychoanalyse zeigt — einen Ausdruck tiefster Gefühlsbindungen der Persönlichkeit darstellen.

So beschreibt Proust in „Prisonnière", wie er in seinem Denken und in den klugen Reden, die er gelegentlich an Albertine richtete, sein neues vernünftiges Ich wiederfand, das selbst in der Ausdrucksweise der Gedanken demjenigen seiner Eltern und seiner geliebten Großmutter glich.

Wenn der Dichter seine Gedanken den Tiefen der Seele seiner Personen zuwendet, so versenkt er sich ganz und rückhaltlos in jenes geheimnisvolle und schöpferisch unendliche Medium, das wir Zeit nennen. Darüber, was für ihn die Zeit ist — diese innere, schöpferische Zeit, die er reine Dauer *(durée pure)* nennt, — will ich einige Worte sagen; doch soll hier nur erwähnt werden, welche Bedeutung dies für die Umrisse der Seelen hat, die er uns zeigt.

„Die Zeit, über die wir jeden Tag verfügen, ist elastisch; sie dehnt sich aus unter den Leidenschaften, die uns bewegen; sie verkürzt sich durch Gefühle, in die wir verflochten sind; Gewohnheit füllt sie aus."[2]

So ist für ihn die Zeit, ähnlich wie für Bergson, kein objektives Maß der Zeit der Ereignisse, sie ist vielmehr vor allem durch das Erleben bestimmt. Stetes Erfühlen dieser Abhängigkeit und der Kontinuität in der Zeit des Ichs und aller seiner Erlebnisse bewirkt, daß jedes Werden des Innenlebens, sei es des eigenen oder eines seiner Helden, von Proust sofort in der Atmosphäre dieser schöpferischen Zeit erfaßt wird, mit anderen Worten als eine Etappe im Prozeß des seelischen Werdens, als eine Widerspiegelung des Vergangenen und ein Vorbote der Zukunft. Das bedeutet vor allen Dingen ein unerhört subtiles Einfühlen in die Kausalzusammenhänge, das sich hier mit dem Verständnis für die zarteste seelische Regung verbindet, es bedeutet auch das Erfassen des Alls, der ganzen Welt, einer jeden Wahr-

1) Erwähnt in einer psychoanalytischen Monographie des Verfassers, über diesen Dichter. (Słowacki und seine Seele. Eine psychoanalytische Studie. Warschau, 1930, Polnisch.)

2) Proust. A l'ombre des jeunes filles en fleurs. Paris. 59. éd. p. 168 f.

nehmung, jeden Kontakts mit der inneren Realität in der Atmosphäre des eigenen Ichs, des beweglichen und doch immer dauernden Kernes in der eigenen inneren Zeit.

„Orte, die wir gekannt haben, gehören jetzt nicht allein mehr der räumlichen Welt an, in die wir sie der Bequemlichkeit halber versetzen. Sie bildeten nur einen schmalen Streifen inmitten der miteinander verknüpften Eindrücke, aus denen sich unser damaliges Leben zusammensetzte. Die Erinnerung an ein Bild ist nur das Bedauern eines Augenblickes, und Häuser, Wege, Alleen sind leider ebenso vergänglich wie Jahre."

Dieses Erfühlen der Kontinuität in der Zeit läßt Prousts nach innen gewandten Blick geradezu wunderbare Analogien zwischen Erlebnissen finden; so findet er Gesetze, tiefere Kausalzusammenhänge, die nur in der Wissenschaft und hier als Ergebnis langwieriger Forschungen erscheinen, bei ihm aber plastisch, unmittelbar und lebendig zu Tage treten.

Bekanntlich binden unbefriedigte Wünsche, die sich vornehmlich im Unbewußten finden, eine große Menge von Energie und bestimmen dadurch die Art späterer Erlebnisse, — dies ist ja eine der grundlegenden Erkenntnisse der Psychoanalyse. Unter Dichtern hat keiner diese Wahrheit so deutlich ausgesprochen, so eindringlich und schmerzhaft gefühlt wie Proust. Wenn es sich um bewußte Wünsche handelt, die unerledigt abgelegt waren — und solcher hatte der Dichter bei seiner subtilen Introspektion unzählige, mehr als jeder andere, — so zeigt sie unter diesem Gesichtswinkel besonders klassisch eine seiner vielen herrlichen Analysen der Eifersucht. Gerade hier ist — wie er sagt — seine alte Gewohnheit zur Geltung gekommen, in sich gewisse unbefriedigte Sehnsüchte zu verwahren, die später einmal zu befriedigen er sich einst gelobt hatte.

So verschiebt seine Eifersucht zur späteren Erledigung auch die Kontrolle solcher Dinge, die vielleicht zur Aufhebung des quälenden Zweifels beitragen könnten. „Eifersucht ist ein Wissensdurst, dank dem wir über einzelne Punkte schließlich alle möglichen Meinungen gewinnen, mit Ausnahme jener, die wir wünschen."[1]

Aber diese Einheit in der Zeit, diese Unauslöschlichkeit der Wünsche und der Unruhe wächst erst in der Analyse der Liebe zum Belange großer psychischer Gesetze. Hier zeigt sich Proust gleich groß als Künstler und als Gelehrter, der die Erscheinungen erforscht und ver-

1) Proust. La Prisonnière.

gleicht, um die Gesetze zu bestimmen, die sie beherrschen. Denn er begnügt sich nicht mit der Darstellung aller Elemente, die er mit idealer Genauigkeit und Durchsichtigkeit durchführt, sondern unterstreicht und hebt verborgene Ähnlichkeiten und Zusammenhänge hervor.

Besonderes Staunen muß dabei die Spannweite dieser Zusammenhänge in der Zeit erwecken — sie reichen von der frühesten Kindheit bis zum Mannesalter —, worin sich am besten die ganze Genialität der psychologischen Intuition Prousts zeigt.

Bekanntlich beginnt das Werk von Proust mit der Beschreibung der Unruhe eines kleinen Jungen vor dem Einschlafen; er wartet auf seine Mutter, die ihm einen Gute-Nacht-Kuß geben soll. Diese Beschreibung von Vorgängen, die nicht nur jedem Psychoanalytiker, sondern jedem wirklichen Erzieher wohlbekannt sind, hat in der Welt nichts Ebenbürtiges, weder in der psychologischen Literatur, noch in der Dichtung.

„An jenen Abenden, an denen wir Besuch oder nur den Herrn Swann bei uns hatten, kam Mutter nicht nach oben in mein Zimmer. Ich aß dann nicht bei Tisch, kam nach dem Essen um 9 Uhr in den Garten, sagte gute Nacht und ging schlafen. Ich speiste vor den anderen und saß dann später bei Tisch bis um 8; dann mußte ich zu mir nach oben gehen; den lieben und zärtlichen Kuß, den mir die Mutter gewöhnlich in meinem Bett, im Augenblick des Einschlafens gab, — diesen Kuß mußte ich jetzt mit mir den weiten Weg bis zu meinem Zimmer tragen, ihn während des Ausziehens hüten, damit seine Süßigkeit nicht beschädigt werde, seine Kraft sich nicht verflüchtige, und gerade an solchen Abenden, an denen ich ihn mit besonderer Vorsicht zu empfangen hatte, mußte ich mir ihn öffentlich nehmen, ihn rauben und hatte nicht einmal Zeit oder genügende Freiheit, um es achtsam, mit der Umsicht jener Besessenen zu tun, die sich bemühen, beim Schließen der Türen an nichts anderes zu denken, damit sie ihrer krankhaften Zweifelsucht stets diesen Augenblick des Türschließens vorhalten können."

An dem Abend, an dem der Vater diese „lächerliche Gefühlsduselei" verboten hat, muß der Junge sogar diesen öffentlichen Kuß entbehren. „Und ich mußte ohne die Liebkosung scheiden, ich mußte jede Stufe der Treppe, wie man sagt *„à contre coeur"* erklimmen und mein Herz mitzerren, das zur Mutter zurückkehren wollte, weil sie ihm nicht durch den Kuß die Erlaubnis gegeben hatte, von ihr fortzugehen." In seinem Zimmer denkt nun der Junge darüber nach, wie er die Mutter trotzdem noch einmal vor dem Einschlafen sehen könnte; zu diesem Zweck schickt er ihr einen Zettel mit der Bitte, in wichtiger Angelegenheit zu ihm zu kommen. Und in gleichem Augenblick schwindet die Unruhe, „das Speisezimmer hört auf, feindselig

und fremd zu erscheinen, und die Gegenstände, die um die Mutter sind, hören auf, todtraurige und zehrende Herrlichkeit zu verbergen. Jetzt war ich nicht mehr von ihr getrennt, die Riegel waren zurückgefallen, ein wunderbares Band verknüpfte uns."

Diese Beschreibung der Unruhe, hervorgerufen durch eine wenn auch nur kurze Trennung vom geliebten Objekt, wird für Proust zum Ausgangspunkt des Verständnisses für die Leiden des Verliebten, — mag es um ihn selber gehen oder um die Darstellung der Liebe beispielsweise Swanns.

„Ich dachte, daß Swann der Unruhe, die ich gerade kennengelernt hatte, spotten würde, wenn er meinen Brief gelesen und den Zweck erraten hätte. Inzwischen entstand aber aus dieser Unruhe umgekehrt, wie ich später erfahren habe, eine Qual für längere Jahre seines Lebens, und keiner war imstande, mich so gut zu verstehen wie er, denn die Liebe lehrte auch ihn diese Unruhe kennen, wie man sie bei dem Gedanken erlebt, daß der geliebte Gegenstand an einem Vergnügungsorte weilt, wo man selber nicht anwesend ist und an den man nicht gelangen kann; die Liebe, für die die Unruhe wie eine Fügung erscheint, die sie für sich in Anspruch nehmen und in der sie sich vornehmlich offenbaren wird. Aber wenn die Unruhe, wie es bei mir der Fall war, noch vor der Liebe in unser Leben tritt, dann schwebt sie frei und unbestimmt, heute im Dienst des einen, morgen des anderen Gefühls, einmal der Zärtlichkeit für die Mutter, ein andermal einer Freundschaft."

Und wieder findet sich in der Beschreibung der Liebe Swanns die Spiegelung jenes schmerzlichen Bedauerns, daß andere Leute mit seiner Mutter waren, während er vergeblich auf sie wartete, daß sie gleichsam zwischen ihn und sie getreten sind.

„Swann zog es vor, den Salon der Verdurin erst nach Odette zu betreten, nur um später mit ihr zusammen wegzugehen und sie nach Hause bringen zu können. Auf dieses Vorrecht legte er größten Wert, denn er bildete sich so ein, daß Niemand sie gesehen hätte, Niemand zwischen ihnen eingetreten sei, Niemand sie daran hindere, noch mit ihm zusammen zu sein, nachdem er sich von ihr bereits verabschiedet hatte."

Jahre später, als er Albertine liebte, erlebte der Dichter die gleiche Unruhe, wie er sie als kleiner Junge kennen gelernt hatte, als er auf die Mutter wartete. Auch diesmal hing der Wert des Kusses, den ihm die Geliebte als Gute-Nacht-Kuß zu geben hatte, von ihrer Stimmung ab.

„Unglücklicherweise war das einer jener Abende, da mir meine Beruhigung nicht zuteil ward, da der Kuß, den mir Albertine beim Abschied gab, sich wohl von dem üblichen Kuß unterschied, und er beruhigte mich ebensowenig wie einst der Kuß meiner Mutter an den Tagen, da sie böse war und da ich nicht wagte, sie zurückzurufen, obgleich ich wußte, daß ich nicht werde einschlafen können.“ [1]

Und als ob die analytische und dichterische Arbeit Prousts dieselben Themata, die sie immer wieder aufgreift, immer breiter und tiefer entwickeln wollte, wächst sich die angeführte Überlegung einige Seiten später in folgende psychologisch mustergültige Analyse aus.

„Es war nicht mehr die Beruhigung wie beim Kuß meiner Mutter, die ich bei Albertine an jenen Abenden empfand, sondern im Gegenteil eine Ahnung der Abende, an denen mir meine Mutter kaum Gutenacht sagte, an denen sie sogar nicht in mein Zimmer trat, weil sie mit mir böse war, oder weil sie von den Gästen zurückgehalten wurde. Diese Unruhe — nicht nur ihre Übertragung in die Liebe —, nein, diese Unruhe selber, die sich eine Zeitlang auf die Liebe beschränkt hatte; die ihr allein zufiel in jener Zeit, als die Aufteilung der Leidenschaft geschah, diese Unruhe breitete sich jetzt wieder über alle Gefühle aus, sie wurde wieder ungeteilt, wie in meiner Kindheit; so als ob alle meine Gefühle an jenem frühen Abend meines Lebens — kurz wie ein Wintertag — sich zum ersten Mal gesammelt und vereinigt hätten. Und ich erzitterte in dem Gedanken, Albertine nicht gleichzeitig als Geliebte, als Schwester, als Tochter und auch als Mutter an meinem Bett halten zu können, sie, deren täglicher Abendgruß wieder zu meinem kindlichen Bedürfnis geworden war.“ [2]

So haben alle Erlebnisse ihre lange Geschichte; in jedem finden sich vorangegangene, oft weit zurückliegende Ereignisse, die so das Leben und das Schaffen des Dichters — nach seinen eigenen Worten — „Zwischen Vergangenheit und Gegenwart“ formen und darstellen. Die Bilder der Liebe und der mit ihr verbundenen Gefühle — Unruhe, Leid und Eifersucht — bei Proust fordern eigentlich gesondertes Studium. Hier sollen noch einige bemerkenswerte Einzelheiten ihre Erwähnung finden.

Wir wählen aus den verschiedenen Etappen der Liebe kleine Ausschnitte. Der Beginn der Liebe Swanns erweckt das Bild des langsamen Einschleichens des Gefühls, welches in sich von vorneherein Spuren von Unruhe und Idealisierung trägt. Wenn sich der vorsich-

1) La Prisonnière. Bd. I, Seite 117.
2) La Prisonnière. Bd. I, Seite 152 f.

tige, kritische und in Liebesdingen erfahrene Swann das Antlitz von Odette vorstellt, so bedauert er, daß sich darin so deutliche Mängel offenbaren, was ihm eine Bestätigung dafür ist, daß „ein Ideal unerreichbar und das Glück eitel" sei. Aber im gleichen Augenblick entdeckt Swann, der glänzende Kunstkenner, eine Ähnlichkeit mit einer Figur von einer Freske von Botticelli, was von großer Bedeutung für den einsetzenden Idealisierungsprozeß ist. Die Rolle der Phantasie für die Kristallisation des Gefühls — die Beschreibung dieses Vorgangs ist ein Lieblingsthema Prousts — offenbart sich hier in ihrer ganzen Bedeutung.

Der Ausdruck „das florentinische Werk" hatte Swann einen großen Dienst erwiesen. Gleich einer Vollmacht ermöglichte ihm dieser Name, Odettes Bild in eine Welt der Träume zu versetzen, zu der ihr bisher der Zutritt verwehrt war, in der sie jetzt geadelt wurde. Vorher, als er immer nur ihren Körper betrachtet hatte, war ihm der Zweifel an den Vorzügen ihres Gesichtes, ihres Leibes, ihrer Schönheit überhaupt, immer wieder von neuem aufgestiegen. Jetzt, da eine bestimmte ästhetische Vorstellung sein Urteil begründete, war dieser Zweifel geschwunden, seine Liebe bestärkt: ihr Kuß, ihr Besitz, die ihm banal und gewöhnlich erschienen wären, wenn ein irdischer Leib sie ihm gewährt hätte, wurden ihm nun, da seine Verehrung für ein Museumsstück dadurch gekrönt wurde, übernatürlich und köstlich." [1]

Das Element der Zeit, in das die Erlebnisse aufgetaucht sind, bewirkt es, daß sich in jedem Stadium der Liebe alle bisherigen Ereignisse ihrer Geschichte wieder finden, daß ein neues Thema, ein anderes Motiv den Ton der alten nicht ganz dämpft, so daß schließlich alle, mit verschiedener Stärke, gemeinsam erklingen. Proust gibt uns ein einfaches und eindrückliches Bild dieses Gedankens in der Beschreibung von Swanns Zärtlichkeiten, die immer mit der Anordnung der Blumen an der Brust der Geliebten beginnen; denn von diesen Blumen ging einst die erste Annäherung aus, an jenem Abend, den die Hingabe der Geliebten beschloß. Von dieser Zeit an wurde für die beiden der Ausdruck „Catleya anlegen" gleichbedeutend mit körperlicher Vereinigung.

Mit der Einführung der Unruhe, als eines grundlegenden Elementes der Leidenschaft, wird Proust zum Dichter jenes Gefühls, das er selbst als den Schatten der Leidenschaft bezeichnet. Und darum wird die Eifersucht, sollte sie im Laufe einer unwahrscheinlichen Entwicklung aus den Seelen der Menschen verschwinden, im Werke Proust wie

1) Du côté de chez Swann. 45. éd., p. 11 f.

ein Museumsstück aufbewahrt bleiben. Ihre Schilderung durch den Dichter würde ein eigenes Studium erforderlich machen, und man gerät in Verlegenheit, wenn man aus den einzigartigen Stellen wählen soll — sie erscheinen alle gleich schön, gleich wertvoll und bedeutend. Die Beziehung der Eifersucht zur Zeit kennzeichnet ein kurzer Ausspruch, der gelegentlich der Gedanken über die rückschauende Eifersucht nach der Flucht Albertines getan wird: „Ihre Vergangenheit? Das ist schlecht ausgedrückt, denn für die Eifersucht gibt es weder Vergangenheit noch Zukunft, und alles, was sie sich vorstellt, ist stets in der Gegenwart."[1] Ihre abstoßende Wirkung auf die Geliebte: „Er war glücklich, daß ihre Liebe unter seiner Neugier nicht gelitten hatte; lange hatte er Odette gegenüber Gleichgültigkeit geheuchelt, nun war er froh, ihr nicht durch Eifersucht den Beweis seiner großen Liebe gegeben zu haben; denn wer von zwei Liebenden diesen Beweis empfängt, ist für immer vom Lieben befreit.[2] Ihre Begehrlichkeit: „Da freute sich seine Eifersucht darüber, als ob sie ein selbstsüchtiges Leben für sich hätte, alles verschlingend, was sie nährt, sei es auch zu seinem eigenen Schaden. Jetzt hatte sie eine Nahrung; Swann fing nun an, sich täglich wegen der Besuche zu beunruhigen, die Odette gegen fünf Uhr empfing, und suchte zu erfahren, wo sich Forcheville zu dieser Stunde aufhielt."[3]

Eine derartige Beeinflussung der ganzen Psyche, ja sogar der elementaren Funktionen der Seele durch Leidenschaft und Empfinden wird bei unserem Dichter durch Bilder von wunderbarer Klarheit dargestellt. So erfahren wir z. B., daß die Leidenschaft es unmöglich machen kann, sich das Gesicht der Geliebten vorzustellen.

„Gilberte kam inzwischen nicht mehr in die Champs Elysées. Aber ich hatte das Bedürfnis, sie zu sehen, da ich mich nicht mehr an ihr Gesicht erinnern konnte. Die suchende, ängstliche, sehnsüchtige Art, in der wir einen geliebten Menschen betrachten, unser Warten auf das Wort, das uns die Hoffnung auf eine Begegnung für morgen geben oder nehmen wird; unser Schwanken zwischen Freude und Verzweiflung vorher, — das alles zusammen macht unsere Aufmerksamkeit angesichts der Geliebten zu unstet, als daß wir von ihr ein genügend klares Bild festhalten könnten. Vielleicht ist auch diese gleichzeitige Arbeit aller unserer Sinne, die mit Blicken allein das erkennen will, was jenseits ihres Bereiches ist, zu gleich-

---

1) Albertine disparue. Vol. I. p. 120.
2) Swann. Vol. II. p. 56 f.
3) l. c. p. 63.

gültig gegenüber den tausend Formen, all den Zeichen, all den Bewegungen der lebenden Persönlichkeit, die wir sonst, wenn wir nicht lieben, fixieren und bewahren.

Der geliebte Gegenstand bewegt sich aber; man hat davon nur verwackelte Fotografien. Ich wußte wirklich nicht, wie die Züge Gilbertes aussahen, außer in jenen göttlichen Augenblicken, da sie sich für mich entfalteten: ich erinnerte mich nur ihres Lächelns.“ [1]

Für die Bedeutung der Phantasie in der Liebe findet Proust einen Ausdruck, der immer wechselnd und immer schön ist, und überträgt so alles Geheimnisvolle und Wunderbare vom Gegenstand der Leidenschaft auf die Umgebung. Charakteristisch für diese Verwandlung der Realität ist der Heiligenschein, mit dem der Verfasser nicht nur Gilbertes Eltern, sondern sogar den Portier ihres Hauses, das Haus selbst, seine Fenster usw. umgibt. Der Hauch der Geliebten verleiht allem, was um sie ist, einen göttlichen Schimmer.

Ähnlich wie der animistisch-magische Gedanke des Primitiven belebt die Phantasie des Liebenden selbst das tote Gestein; aus dieser Belebung können die wunderbarsten Gleichnisse geboren werden, wie sie ja einst in der Frühzeit menschlicher Entwicklung die Quelle aller Gleichnisse gewesen ist.

„Später setzten wir unseren Weg bis zum Einfahrtstor fort, wo der Portier stand, der sich von jedem anderen Portier unterschied und bis zu den Epauletten seiner Livree von demselben schmerzhaften Charme durchdrungen war, den ich beim Namen Gilbertes empfand, — er sah so aus, als wüßte er, daß ich einer von denen sei, die aus angeborener Unfähigkeit niemals in das geheimnisvolle Leben eindringen dürfen, das zu bewachen er bestellt war; vor diesem Leben waren die Parterrefenster mit vollendeter Selbstbewußtheit geschlossen; sie glichen mit ihren edel gesenkten Musselinvorhängen viel mehr Gilbertes Augen als irgendwelchen anderen Fenstern. [2]

Mit welcher Schärfe, mit welch schmerzhafter Klarheit erfaßt Proust die sogenannte Gegenseitigkeit des Gefühls.

„Wenn wir lieben, ist die Liebe zu groß, als daß wir sie ganz in uns verschließen könnten; sie strahlt über auf die Geliebte, trifft dort auf eine Oberfläche, die sie aufhält, sie zu ihrem Ausgangspunkt zurückzukehren zwingt; so ist es der Rückschlag unserer eigenen Zärtlichkeit, den wir das

---

1) A l'ombre . . . p. 59.

2) Swann II. p. 189.

Gefühl des Anderen nennen, und der uns über alles freut, weil wir nicht erkennen, daß er von uns selber stammt." [1]

Das Verständnis für die Rolle der Phantasie in der Liebe, für den schicksalhaften Zwang, mit dem sie stets die Erfüllung der gleichen Sehnsüchte erstrebt, macht es begreiflich, daß für Proust jede Liebe gleich interessant ist und gleich große Beachtung verdient. Dabei zieht ihn als Forscher jede in gleichem Maße an, und in jeder findet er dieselben unerbittlichen Gesetze.

Was besagt es dagegen, wenn er einmal so ernstlich auf die restlose Erkenntnis der Liebe verzichten zu müssen glaubt, auf die Hoffnung, hinter der Wandelbarkeit ihrer Erscheinungsformen ihr Wesen und ihre Idee zu finden, daß er folgenden resignierten Satz ausspricht: „Im übrigen ist es das Beste, man versucht nicht, die Ereignisse zu verstehen, die, aus dem Leben und seinem Widerspruch geboren, mit der Liebe zusammenhängen; denn das Unerbittliche, das Unverhoffte an ihnen beruht viel mehr auf magischen als auf vernünftigen Gesetzen." Aber trotz solcher scheinbarer Resignation hört er nicht auf, nach diesen Gesetzen zu suchen, so daß ihm jede Leidenschaft zum Objekt wird. Von diesem Gesichtspunkte aus gibt es keinen grundlegenden Unterschied zwischen der Idealisierung der Liebe Swanns, die das Gesicht der Geliebten zu einer Freske Boticellis macht, und der homosexuellen Liebe des ungeheuren und unheimlichen Charlus, der sogar im Innenleben jenes nichtswürdigen Morel nicht existierende Wunder findet; in einem großen Zusammenhang gewinnt die Liebesunruhe Swanns oder des Autors selbst ihren einstigen infantilen Charakter, mit ihrer zwanghaften Phantasie und ihrem Begehren; ebenso auch die düsteren Erscheinungen in der Erotik des Barons, erfließend aus versteckten und eigenartigen Phantasien, den Vollstreckern ewiger, unersättlicher Wünsche.

In die heterosexuelle Liebe weiß der Autor sich am klarsten, am deutlichsten einzufühlen (Identifizierungsfähigkeit), sie weiß er mit voller Anschaulichkeit darzustellen; unübertrefflich sind aber auch die Schilderungen der homosexuellen Erlebnisse, die in ihren äußersten und eigenartigsten Erscheinungsformen — die Geißelung im homosexuellen Bordell — das Geburtsmal ihrer Entstehung aus den tiefst verborgenen Schichten des Trieblebens tragen. Hier wird Proust zum Entdecker neuer Welten für die Literatur, neu — wie alles was er gibt —, nicht

1) A l'ombre I. 166.

nur in Bezug auf das Material. Die Welt der invertierten Liebe hat hier zum ersten Mal ihren Dichter gefunden, einen Dichter, der übrigens auch das Mikroskop des Biologen und das Scalpell des Anatomen zu handhaben weiß. Die Entdeckerfreude, die er empfindet, wenn es ihm gelingt, Zeuge der Annäherung des Barons an Jupien zu sein, trägt alle Zeichen jener Freude einer Forschers an sich, der ein neues Naturgesetz zu entdecken oder ein bisher noch unergründetes Geheimnis der Natur zu entreißen vermochte. (Es nimmt uns nicht Wunder, daß diese Freude hier mit der Schaulust identisch ist.) Die Vergleiche, die der Verfasser bei diesen Beschreibungen aus der Pflanzenwelt schöpft, zeigen am besten, wie tief Proust mit dem Naturforscher verwandt ist. Das Verständnis dieser Entdeckerfreude, die der Leser miterlebt und mit dem Dichter und Forscher teilt, wirft auch ein Licht auf die überraschende und tiefe Verwandtschaft in der Befriedigung der Erkenntnis und im ästhetischen Erleben. Und wir begreifen, wie Proust gleichzeitig ein großer Dichter und ein großer Gelehrter sein konnte. Beide suchen doch die Fülle der Erscheinungen in ewige Formen einzufangen, beide sind, wenigstens die Besten unter ihnen — frei von jeder Nebenabsicht, und gerade diese innere Zweckmäßigkeit, befreit von jedem äußeren Zweck, ist, wir müssen das Kant zugeben, eine der wichtigsten Voraussetzungen des ästhetischen Erlebnisses. So erklärt sich die merkwürdige Erscheinung, daß z. B. allein schon die ausführliche Schilderung der Geheimnisse von Charlus Inversion Gestalt und Darstellung zum Kunstwerk macht.

So ist jede Gestalt Prousts gleichzeitig ein künstlerisches Werk und eine wissenschaftliche Untersuchung. Der Reichtum an psychischen Charakteren, den er offenbart, kommt dem komplizierten Aufbau der realen Charaktere völlig gleich, und diese Fülle von Charakteren ist besonders hoch zu bewerten, da sie durch eine schöpferische und analytische Vernunft geformt und daher völlig durchsichtig und verständlich sind und dadurch ihren wissenschaftlich-ästhetischen Wert gewinnen.

Diese Verständlichkeit, die nicht nur von sehr komplizierten sondern auch von pathologischen Gestalten gilt (Charlus, Tante Leonie) beruht in entscheidendem Maße auf der Darstellung ihrer Geschichte, ihres Werdeganges. Die heutige Psychologie der Persönlichkeit, die ja vor allen Dingen eine genetische Psychologie ist, feiert bei Proust ihren höchsten künstlerischen Triumph.

Gleichwie der Historiker bei der Darstellung der Größe und des

Unterganges eines Kaiserreiches vor allen Dingen die Ursachen in Betracht zieht, genau so zeigt auch Proust manche seiner Gestalten auf dem Gipfel der Macht und verfolgt sodann jede Stufe ihres Niederganges, die Zerstörung ihres Charakters, ihrer körperlichen und moralischen Kraft. Auf diese Weise können wir klarer und eindringlicher als in Zeiten des Erblühens hinter dem äußeren Bilde das wirkliche Angesicht erschauen, die wesentlichen tief verborgenen Wünsche und Strebungen. Solches Herausschälen der wirklichen Linien aus den Hüllen des Scheins ist Prousts besondere Vorliebe, die bisweilen etwas Quälendes hat.

Den Schlüssel zum Verständnis einer Gestalt erhalten wir oft im Verlauf ihres Auftretens. Durchsichtig erscheint mit einem Male der Snobismus und die Affektiertheit des eingebildeten Bloch, die zaghafte Hypochondrie der Tante Leonie. In anderen Fällen, wie bei der komplizierten Gestalt des riesenhaften Charlus, enthüllt sich die Persönlichkeit allmählich. Zunächst sehen wir nur die äußere Fassade, und erst die weiteren Taten des Helden zeigen die innerste Seele, die eigentliche Bedeutung der vorhergegangenen Worte und Handlungen. Es ist wie die Nachahmung einer Psychoanalyse, die erst aus verschiedensten Indizien eine Persönlichkeit in ihrem ganzen Aufbau langsam klarmacht. Auch bei Proust bringt jedes erneute Auftreten einer Gestalt neue psychologische Entdeckungen. Wir brauchen nur die erste freundlich-zuvorkommende Annäherung des Barons an den Verfasser mit den etwas geheimnisvollen, jedoch ernsten und edel verheißenden Vorschlägen zu vergleichen oder mit der sonderbaren Szene, in der er ihn ohne jeden sichtbaren Anlaß zurechtweist und mit unerwarteter Strenge schilt. All das wird erst verständlich im Lichte späterer Enthüllungen über die erotische Inversion des Barons mit ihren mannigfachen Schattierungen und Verzweigungen. Und wiederum denken wir unwillkürlich an eine in ihrem Aufbau wachsende Psychoanalyse, die die verschiedensten Charaktereigenschaften und Lebensschicksale eines Menschen mit einigen Leittendenzen in Zusammenhang bringt.

Die Gestalten Prousts sind so durchdacht und folgerichtig in ihrem Aufbau, ihre Analyse ist so tief, ja endgültig, daß sie bedeutender und abgeschlossener erscheinen als lebendige Persönlichkeiten. Eine jede von ihnen wird zum Symbol, zur Verkörperung, sei es eines psychologischen Typs, sei es einer besonderen Lebensrichtung, einer bestimmten psychischen Einstellung oder selbst einer Gesellschaftsklasse. Charlus ist unter anderem ein Symbol der Homosexualität, man

kann sie an ihm studieren, geradeso wie der Naturwissenschaftler eine Pflanzen- oder Tiergattung an einem ihrer hervorragenden Vertreter studiert, oder wie der Historiker den Ausdruck einer bestimmten Epoche in ihren bedeutsamen Vertretern erblickt. So wächst Frau Verdurin mit ihrer allumfassenden Parvenü-Begehrlichkeit zur übermenschlichen Verkörperung des Snobismus empor. Im Lichte dieser Idee, deren Abglanz sie widerspiegeln, verlieren die von Proust gezeichneten Gestalten jede Zufälligkeit der Kontur; jeder Zug erhält tiefe Bedeutung, gleichwie jede Einzelheit im sinnvollen Aufbau eines Organismus — oder wie jeder Zug einer durchanalysierten lebendigen Persönlichkeit.

Diese Gestalten werden auch zur Verkörperung gesellschaftlicher Klassen, freilich auch nur im psychologischen Sinne des Wortes. Gewisse grundsätzliche psychische Einstellungen der Dienstboten, ihr Verhältnis zu den Herrschaften, ihr persönlicher und sozusagen hierarchischer Narzißmus, vor allen Dingen aber ihre so ganz eigenartige Anteilnahme an dem Leben der Herrschaft — all das findet vollendeten Ausdruck in der unsterblichen Gestalt der Françoise, ebenso wie sich die seelische Haltung der Aristokratie vor allem in dem Fürsten und der Fürstin de Guermantes kristallisiert. Die Klarheit, mit welcher Proust die Seele seines alten Dienstmädchens enthüllt, ist bei aller Unerbittlichkeit und Strenge voller Güte; und gerade hier, im Verhältnis zu einem sozial niedriger stehenden Wesen, kann man diese Güte am besten gewahren. Das Verstehen wird, wie immer bei Proust, auch hier zur Grundlage einer verzeihenden Zärtlichkeit. Die ganze Weichheit zärtlicher Güte des Dichters, wie sie heute in Briefen und Erinnerungen seiner Freunde gepriesen wird, offenbart sich in dieser Darstellung der Françoise, im Klang dieser Worte, in welchen die echteste reinste Caritas mitschwingt:

„Wer könnte der Demut eines armen Stubenmädchens widerstehen, das — zitternd und bereit zu gestehen, was sie nie begangen — ausruft: ‚Wenn es sein muß, gehe ich heute abend weg‘. Aber auch angesichts einer alten Köchin kann man nicht gefühllos bleiben, trotz der feierlichen und drohenden Banalität ihrer Worte von ihrem mütterlichen Erbe und der Würde ihrer Heimatscholle, wenn sie sich ihres ehrlichen Lebens, ihrer guten Abstammung rühmt, — die ihren Besen wie ein Szepter schwingt, die — eine tragische Figur beinahe — in Tränen ausbricht und sich doch majestätisch gebärdet.

An jenem Tage gedachte ich solcher Auftritte und malte sie mir aus. Ich

erinnerte mich an mein altes Dienstmädchen, und von diesem Tage ab liebte ich Françoise, trotz aller Unannehmlichkeiten, die Albertine von ihr erfuhr, ich liebte sie mit einem Gefühl, das zwar nicht dauernd anhielt, aber sehr stark war, da es dem Mitleid entsprang."

Ich verglich vorhin absichtlich Proust mit einem Historiker, der eine Epoche in der Person ihrer führenden Menschen studiert. Die psychologische Eindringlichkeit Prousts beschränkt sich nicht auf Bilder der Gestalten, die zu Symbolen werden. Dieser Dichter-Forscher dringt in die Tiefe der Psyche menschlicher Gemeinschaften ein und erfaßt den wesentlichen seelischen Inhalt ganzer Perioden ihrer Lebensgeschichte.

Auf diese Weise erhalten manche Seiten seines Werkes die Bedeutung von soziologischen Dokumenten: So das Bild, das die Widerspiegelung der Dreyfus-Affäre in der französischen Psyche jener Epoche darstellt, so vor allem die Analyse der Einstellung der französischen Gesellschaft zum Weltkriege.

Dieses letztere Thema findet seine Beleuchtung auf Seiten, in welchen sich die ganze unerbittliche Schärfe des Proustschen Blickes auf wunderbare Weise mit heißer Liebe zum Vaterland, mit der Teilnahme an Schmerz und Sorge der Allgemeinheit verbindet; aber auch mit einem philosophischen Aufschwung aus den Stürmen entfesselter Affekte, empor zur Gedankenklarheit, die weiteste Horizonte umfaßt und über den heutigen Tag hinausleuchtet. Hier können wir am besten sehen, wie der psychologische Sinn des Dichters — darin der Psychoanalyse ähnlich — nicht die wirklichen Werte, sondern nur ihre Fiktionen in Frage stellt, nicht echte Gefühle, sondern nur Illusionen erschüttert; wie er die Heuchelei durchdringt, nicht aber das Ethos untergräbt. Wie überall, so wird auch hier das Licht der Wahrheit, der Glanz des wahren Schauens um seiner selbst willen zu einem zutiefst ethischen Faktor. Wir könnten keine deutlicheren Worte für die ethische Bedeutung der Psychoanalyse finden. Neben wirkliche Heimatliebe stellt Proust mit der ganzen Eindringlichkeit seiner Darstellung den typischen patriotischen Snobismus, zeigt ihn in so verschiedenen Gestalten wie in einem Zeitungsartikel und in der Mode (Analyse der Kriegsmode im ersten Band von „Le temps retrouvé"). Was die Ansichten vieler Menschen wert sind, welche Rolle die Mode in der Verbreitung der sozialen und politischen Strömungen und Richtungen spielt, wieviel Flachheit und gewöhnlichste Nachahmung in alledem steckt, das sieht man zum Beispiel in folgenden, in ihrer Schlichtheit klassischen Sätzen:

„Der Dreyfusismus wurde jetzt in die Reihe von ehrenhaften und normalen Dingen eingeschlossen. Niemand fragte sich, wie sein Wert in sich selbst sei, genau so wenig jetzt, als es galt, ihn gutzuheißen, wie damals, als man ihn verdammte. Er war nun nicht mehr shocking — das war alles, was jetzt Not tat. (l. c. p. 50.)

Der Snobismus der Frau Verdurin in seinen Wandlungen während des Kriegs ist das Vorbild einer Studie, die inhaltlich so grundsätzlich und bedeutsam, wie in der Form geistreich und schwebend ist.

Aber welch tiefe psychologische Einsicht führt Proust zur Zerstörung jenes Vorhanges, der, aus Leidenschaften gewoben, die Wahrheit in persönlichen und allgemeinen Dingen verbirgt!

Ich habe mir Rechenschaft abgelegt darüber, daß nur grobes und oberflächliches Verstehen alles in den Dingen sucht, während in Wirklichkeit alles nur in den Gedanken liegt. So habe ich meine Großmutter in Wahrheit viele Monate nach ihrem Todesdatum verloren; ich sah, wie Menschen ihr Aussehen änderten, je nach der Vorstellung, die ich von ihnen hatte, — wie ein und derselbe Mensch gleichzeitig mehrere Erscheinungsformen hatte, je nachdem, wer ihn betrachtete, je nach den Augen desselben Betrachters im Laufe der Jahre. Ich sah, wie die Leidenschaft in das geliebte Wesen das hineinlegte, was nur in der Person des Liebenden selbst vorhanden war. Die Deutschfreundlichkeit von Charlus, die Versunkenheit von Saint-Loup vor der Photographie Albertines vermochten es, mich, wenn auch nicht von meiner ganzen Deutschfeindlichkeit, so doch von dem Glauben an deren völlige Objektivität zu befreien, und so erwuchs in mir der Verdacht, daß es sich im Haß vielleicht ebenso verhalten möge wie in der Liebe; so war vielleicht das heutige französische Urteil, durch das Deutschland mit Abscheu aus dem Kreise der gesitteten Menschheit ausgeschlossen wurde, vornehmlich durch eine Objektivierung des Fühlens entstanden, ähnlich derjenigen, die Rachel und Albertine Saint-Loups und meinen Augen so teuer machte. Was mir zuerst den Gedanken nahelegte, jene Verruchtheit sei nicht ganz allein in den Deutschen begründet, war, daß ich selber schon eine Leidenschaft nach der anderen durchgemacht und gesehen hatte, wie wertlos schließlich ihre Objekte sich erwiesen. Ebenso sahen wir in unserer Heimat einen Haß nach dem anderen aufflammen, der viel schlimmere Feinde als die Deutschen ausmalte, — jene Dreyfusleute wie Reinand, die angeblich Frankreich an Deutschland auslieferten und mit denen heute die Patrioten zusammenarbeiteten gegen ein Land, dessen sämtliche Bewohner Verbrecher, wilde Tiere, Idioten sein sollen; ausgenommen jene Deutschen, welche sich, wie der rumänische König oder der russische Zar, der französischen Sache ergeben haben.

Diese subjektive Seite machte sich übrigens auch in den Gesprächen der Bewohner neutraler Länder bemerkbar, wo z. B. die Deutschenfreunde die Freiheit hatten, mit ihrem Verstehen für einen Augenblick auszusetzen, ja sogar zuzuhören, wenn von den Greueltaten der Deutschen in Belgien (die übrigens wahr waren) gesprochen wurde.

Was ich an Subjektivität im Haß bemerkt habe, schließt nicht aus, daß der Gegenstand tatsächlich hassenswert sein mag, führt auch nicht dazu, daß die Realität in eine reine Relativität aufgelöst werde.“ (Le temps retrouvé II. 72—74.)

Wenn Proust das scharfe Licht der Analyse auf seine eigenen Erlebnisse warf, so mußte er in erster Linie all das beleuchten, was mit Kunst zu tun hat, — wissen wir doch, daß er nicht allein ein großer, sondern auch ein wissender Künstler war. Nie vorher hatte die Welt so außerordentliche und subtile Beschreibungen erlebt, so runde und plastische und dabei so schöne Bilder des künstlerischen Erlebens, wo es sich um das Verständnis für den Ausdruck oder den schöpferischen Vorgang handelte. Seine Analyse des ästhetischen Erlebens bezieht sich auf alle Künste und fördert wahre Schätze ästhetischer Erkenntnisse zu Tage. Die Architektur in der Gesamtheit ihres Formenreichtums oder im Glanz einzelner Bruchstücke: ein Sonnenstrahl auf dem Platz des Heiligen Markus, — Malerei: das ganze Verhältnis zu den Bildern von Elstire; — Musik: jenes unvergleichliche Bild der Eindrücke beim Anhören einer Sonate Vinteuils; — Drama: die Begeisterung für das Spiel der großen Tragödin Berma; — schließlich Literatur; — alle Künste brechen unaufhörlich über Prousts Seele herein, sie hinterlassen in ihm einen wundervoll geprägten Abdruck, den wir so klar erkennen, als ob wir den Gang der Sonne durch einen durchsichtigen Krystall verfolgten.

Das alles würde allein schon für eine ästhetische Monographie ausreichen. Dabei ist das aber erst das Gebiet der Erkenntnis, während Proust uns auch die tiefsten Einsichten in den Schöpfungsvorgang erschließt; er zeigt uns, wie das Werk aus der Seele des Künstlers entsteht. Über all das und über die Philosophie der Kunst, die so entsteht, müßte man eine gesonderte Arbeit schreiben. Hier soll uns die Erwähnung zweier Momente, zweier Stellen genügen, von denen eine jede in ihrer Art das Streben nach Vollkommenheit zeigt, das als Kennzeichen eines jeden großen Schöpfers Proust so gut bekannt war, ihn so unumschränkt beherrschte. Jede dieser beiden Stellen — die eine vom emotionalen, die andere wieder vom philosophischen Aspekt her —

beleuchten das zentrale Problem der Kunst, — ihre Beziehung zur Realität.

Dem großen, schwerkranken Dichter Bergotte ist vollkommene Ruhe verordnet. „Aber inzwischen hat ein Kritiker über einen aus dem Haager Museum für die holländische Ausstellung entliehenen Vermeer, dessen Bilder Bergotte verehrte und gründlich zu kennen meinte, geschrieben, daß ein gewisser kleiner Ausschnitt einer gelben Mauer (an die er sich nicht zu erinnern vermochte) so gut gemalt sei, daß dieser Ausschnitt allein schon ein wertvolles Kunstwerk sei und in sich so schön, daß er vollkommen sich selbst genüge. — Bergotte aß einige Kartoffeln und begab sich zur Ausstellung". Dem Dichter wurde schlecht. Sein Leiden vergrößerte sich, aber er konnte seinen Blick nicht von dem herrlich gemalten Stück Mauer wenden, so wenig wie ein Kind von einem gelben Schmetterling. „Genau so hätte ich schreiben müssen. Meine letzten Bücher sind zu trocken, es wäre nötig, noch einige Farbschichten aufzulegen, mein Werk in sich selber schön zu machen wie jenen kleinen gelben Ausschnitt. Gleichzeitig gab er sich über die Bedrohlichkeit seiner Schmerzen Rechenschaft. In der himmlischen Waage schien die eine Waagschale mit seinem eigenen Leben, die andere mit jenem „kleinen Ausschnitt der gelben Mauer", die so schön gemalt war, belastet. Er fühlte, daß er unvorsichtig die erste für die zweite eingetauscht hatte. So starb Bergotte — ein Dichter, der bis zum letzten Augenblick an die Vollkommenheit dachte, die in der Kunst zu erreichen ihm nicht gelungen war." [1]

Die Analyse der eigenen Erlebnisse, Eindrücke und Gefühle, vergänglicher und großartiger, erlaubte Proust, ihre innere Wahrheit zu finden, ihren wahren Gehalt von den Verfälschungen der Erinnerung, der Zeit und der Gewohnheit zu scheiden. Jener Inhalt aber ist die Realität, und diese Realität, das eigentliche Wesen der Dinge, wiederzugeben, ist seiner Meinung nach Aufgabe der Kunst. So wird die Theorie des Realismus in der Kunst zugleich zur Theorie des Schöpfertums Prousts selber.

„Die Größe der wahren Kunst besteht im Gegensatz zu dem, was Herr von Norpois das Spiel eines Dilettanten genannt hätte, im Wiederfinden, Erfassen, uns Näherbringen dieser Realität, von der fern wir leben, und von der wir uns immer mehr und mehr zurückziehen, in dem Maße, in dem das konventionelle Wissen, das wir dem Leben unterstellen, an Dichte und Undurchdringlichkeit zunimmt. Wir laufen Gefahr zu sterben, ohne diese Realität kennen gelernt zu haben, und dabei ist sie einfach unser Leben, unser wahres Leben, — das Leben, das endlich erkannt und er-

---

1) La prisonnière I.

leuchtet wurde, folglich das einzige, wirklich gelebte Leben, das in einem gewissen Sinne in jedem Augenblick allen Menschen ebensogut wie dem Künstler innewohnt. Aber sie sehen es nicht, weil sie es nicht ins Licht halten wollen. So ist ihre Vergangenheit vollgepfropft von zahllosen Platten, die ungenützt bleiben, weil der Verstand sie nicht entwickelt hat. Es gilt, unser Leben wieder zu ergreifen und ebenso das Leben der anderen; denn der Stil ist für den Schriftsteller wie für den Maler nicht nur eine Frage der Technik, sondern des Blicks. Es ist eine unmittelbar und bewußt unvollziehbare Entschleierung des qualitativen Unterschiedes in der Erscheinungsform der Welt, ein Unterschied, der das ewige Geheimnis des Einzelnen bliebe, wenn es keine Kunst gäbe. Nur durch die Kunst können wir aus uns selber heraus gelangen, können wir erfahren, was ein anderer vom Universum sieht, das nicht dasselbe ist, wie das unsrige, und dessen Landschaften uns ebenso unbekannt sein würden wie eine Mondlandschaft.

Statt daß wir eine einzige Welt — die unserige — sehen, vervielfältigt sie sich vor uns dank der Kunst, und je mehr ursprüngliche Dichter es gibt, desto mehr Welten stehen uns zur Verfügung, Welten, die sich mehr von einander unterscheiden als die Welten, die im Unendlichen kreisen, und deren Strahlen uns, viele Jahrhunderte nachdem ihr Kern erloschen ist, ein Rembrandt oder Vermeer zu spenden weiß. (Le temps retrouvé, 48 f.)

Die einzigartig umfassenden und tiefen Ausführungen Prousts über die Kunst und ihren Gegenstand, wovon wir hier einen kleinen Ausschnitt wiedergegeben haben, sind aus der psychischen Analyse erwachsen, in der Sehnsucht nach klarer Welteinsicht und Vollkommenheit des Schaffens verwurzelt. Aber eben diese Sehnsucht nach der Vollkommenheit ist das Einzigartige, das Große wie Unverständliche, was das Geheimnis des wahren Künstlers ausmacht. Und daher wird die Kunst, an deren Altar Proust alle Kraft seines Herzens und Denkens niederlegte, der er mit der größten Hingebung und Treue diente, nicht nur sein Lebensinhalt, sondern auch die Spenderin des absoluten Wertes, ein Widerhall der höheren und vollkommenen Welt: sie wird Quell der religiösen Erfahrung. So glaubt der Dichter-Analytiker, der die menschlichen Leidenschaften, Meinungen und Charaktere relativiert, nicht nur an die wechselnde und vielgestaltige Realität, sondern auch an ihre höhere Begründung und Rechtfertigung. Die innere Vision seines eigenen Strebens nach Vollkommenheit im Sehen, Begreifen und Darstellen des Menschen umwebt ihn mit der Ahnung höherer Dinge.

Der große Dichter Bergotte stirbt in der Betrachtung der unerreichten Vollkommenheit des gelben Mauerausschnittes Vermeers.

„Ist er für immer gestorben? Wer kann das wissen? Sicher sind die spiritistischen Experimente ebensowenig ein Beweis für die religiösen Dogmen wie für die Unsterblichkeit der Seele. Man kann nur sagen, daß alles im Leben so zugeht, als ob wir es mit einer Last von Verpflichtungen beträten, die in einem früheren Leben übernommen wurden, und es findet sich kein Grund in den Lebensbedingungen auf dieser Erde, der uns gebietet Gutes zu tun, taktvoll oder auch nur höflich zu sein, der einen Künstler verpflichtete, eine Arbeit zwanzig Mal wiederanzufangen, deren Widerhall in der Welt für seinen von Würmern zerfressenen Körper sicher wenig Bedeutung haben kann wie etwa jener Ausschnitt aus einer gelben Mauer, die ein Mann namens Vermeer mit solchem Können und niegekannter Raffiniertheit gemalt hat. Alle diese Verpflichtungen, die ihren Grund nicht im gegenwärtigen Leben haben, stammen wohl aus einer anderen Welt, die der Güte, Rücksicht, Aufopferung offen ist, einer Welt, die gänzlich von der unserigen verschieden ist. Wir verlassen sie um auf dieser Erde geboren zu werden und kehren vielleicht später einmal dorthin zurück, zu einem Leben unter der Herrschaft unbekannter Gesetze, denen wir einst gehorchten, die wir in uns trugen, — jener Gesetze, denen uns jede tiefe Bewegung unseres Denkens nähert, und die — auch das ist noch die Frage! — nur Narren unsichtbar sind. So ist auch der Gedanke, daß Bergotte nicht für immer gestorben sei, nicht unglaubwürdig.“ [1]

1) La prisonnière I.

Das Schuldgefühl

Von

L. Jekels

Vortrag, gehalten am 14. Januar 1932 im Akademischen Verein für medizinische Psychologie in Wien als Einleitung zum Zyklus über das Schuldproblem. (Die weiteren — nicht psychoanalytischen — Vorträge im Rahmen des Zyklus hielten: Doz. Dr. Oswald Schwarz, Dr. Friedrich Schnek, Doz. Dr. Rudolf Allers.)

Wie sehr der am heutigen Tage beginnende Vortragszyklus über das Schuldproblem gerade hier, im Akademischen Verein für medizinische Psychologie, am Platze ist, dies mögen Sie aus der nachstehenden, sonst wenig beachteten Anmerkung Nietzsches in der „Genealogie der Moral“ ersehen: „Anderseits ist es freilich ebenso nötig, die Teilnahme der Mediziner für diese Probleme (vom Werte der bisherigen Wertschätzungen) zu gewinnen“ und weiter: „Alle Gütertafeln ... warten auf eine Kritik der medizinischen Wissenschaft.“

Nun ist der providentielle Mann aus der Reihe der Ärzte, den Nietzsche rief, tatsächlich erschienen; er hat — ganz von ihm unbeeinflußt — das Schuldgefühlproblem, das seit Nietzsches Zeiten in einen Dornröschenschlaf verfiel, zu neuem Leben geweckt und damit in das fast undurchdringliche Dickicht der moralphilosophischen Theoreme eine gewaltige Lichtung geschlagen.

Die Folgen zeigen sich bereits. So, wenn der namhafte Philosoph Schlick in seinen „Fragen der Ethik“ die Forderung erhebt, daß nur eine empirische Wissenschaft von den Gesetzen des Seelenlebens berufen und im Stande sei, eine Kausalerklärung des ethischen Verhaltens — als der zentralsten Frage der Ethik — zu liefern. So auch, wenn ein Arzt, Dr. Kant (Tübingen) in seiner soeben erschienenen „Biologie der Ethik“ das Schuldgefühl zum Zentrum der Problematik macht.

Und so scheint mir denn, daß trotz aller Abweichungen und Abwegigkeiten der Autoren dennoch durch die genetische und strukturelle Aufhellung des Schuldgefühls durch Freud für die sogenannte empirische oder natürliche Ethik ein kaum mehr verrückbarer Ausgangspunkt gewonnen wurde.

*

Die Psychoanalyse hat ja schon zur Zeit, als sie sich bloß auf Libidoforschung eingeschränkt hat, das Problem des Schuldgefühls niemals

aus den Augen gelassen. Mit ihrem Fortschritt aber, mit der Aufrollung der Ichpsychologie, ist diese Frage derart in den Vordergrund gerückt, daß von der psychoanalytischen Auffassung der Neurose füglich dasselbe gilt, was Ibsen von der Dramaschöpfung meint: sie sei nichts als Gerichtstag über sich halten.

Seelische Phänomene und Sachverhalte lassen sich nicht leicht in die Form einer Definition pressen; es pflegt stets ein Rest zu verbleiben, der irgendwie nicht aufgeht. Ich halte es daher für ungleich opportuner, anstatt die Bestimmung des Begriffes Schuldgefühl nach Art einer These vorauszuschicken, die man dann zu beweisen sucht, Ihnen das Phänomen an zwei klinischen Fällen zu demonstrieren, um dann seine Wesenheit daraus abzuleiten.

Ein schwer erkrankter Kollege übergibt mir eine etwa 39jährige Frau zur Weiterbehandlung, da er durch seinen Gesundheitszustand verhindert ist, die bereits einige Monate währende Kur fortzusetzen. Nach der ersten Unterredung mit mir erklärt sich die Patientin damit voll einverstanden. In der Behandlung bei mir benimmt sie sich in einer Weise, die mir alsbald sehr auffällt. Sie tut nämlich so, als ob ein Arztwechsel gar nicht stattgefunden hätte; weiht mich kaum in ihre äußeren Lebensumstände ein; wohl aber erzählt sie lauter Träume, überquillt förmlich von freien Einfällen und Assoziationen, überbietet sich selbst in Sinnfindungen und anscheinend sinngemäßen Deutungen.

Da ereignet sich etwa in der 5. oder 6. Sitzung folgender sonderbare Vorfall. Von der für die Patientin bestimmten Stunde waren erst etwa 40 Minuten verflossen; da springt die Kranke plötzlich auf und will sich von mir verabschieden. Ich ziehe die Uhr und verweise darauf, die Stunde sei noch lange nicht zu Ende. Darauf die Patientin: „Sie haben doch gesagt, jetzt ist es genug.“ Ich frage, ob sie denn sicher sei, sich nicht getäuscht zu haben, und sie schließt eine derartige Möglichkeit aus. Sie erlag also einer halluzinatorischen Täuschung, — die ich mich bewogen fühlte mit ihrem sonstigen Benehmen in Zusammenhang zu bringen. Von Anfang an zweifelte ich nämlich nicht daran, daß die Patientin deshalb so freigebig mit Träumen und deren Deutungen war, weil sie so lange als möglich der Erzählung irgendwelcher Peinlichkeiten ihrer Lebensgeschichte ausweichen wollte. Wie Sie bald hören werden, fand ich diese meine Vermutung nach einigen Wochen bestätigt. Inzwischen vermochte ich aber tiefere Einblicke zu gewinnen in das bunt durchwirkte Seelenleben dieser Frau. Eine Südländerin, deren starkes, an Triebhaftigkeit grenzendes Tempe-

rament bis in die späte Jugend hin von dem frommen, in den Ketten starrer Konvention dahinlebenden Milieu eingeengt wurde. Kein Wunder nun, daß, als das alternde Mädchen heiratete, sie in der Ehe frigid war. Und sie blieb es auch, als ihr der völlig haltlose, stark perverse Gatte zu einer Reihe von bacchantischen Erlebnissen geradezu verhalf.

In diese nach erotischer Sensation gierende Lebensperiode fiel nun folgendes Ereignis: Sie ist eines Morgens während der zweitägigen Abwesenheit ihres Mannes im Parterrezimmer ihrer Wohnung, in dem sie schlief, von einem Einbrecher überrascht worden. Sie bewog zwar den übrigens gar nicht aggressiv auftretenden Mann zur Rückgabe des gestohlenen Gutes, schlug aber weder Lärm, noch hieß sie ihn sich zu entfernen, vielmehr lud sie ihn in das Wohnzimmer, ließ ihn dort Platz nehmen neben sich und händigte ihm sogar einen Geldbetrag ein. Und all dies angeblich aus der Absicht heraus, ihn zu bessern. Wenige Minuten, nachdem er sie dann zur Tür verlassen, kehrte er zum Fenster zurück und stürzte sich auf die auf dem Bett Sitzende. Sie gab sich ihm zweimal hin, ohne Spur irgendwelcher Abwehr, anscheinend und angeblich aus Angst, von ihm erwürgt zu werden, und wiewohl sie reichlich und wiederholt die Möglichkeit hatte, Alarm zu schlagen. Nachdem sich der Bursche entfernt hatte, zog sie sich sehr rasch an, eilte zu ihrer Schwägerin, erzählte daselbst den Vorfall in höchster Erregung und brach in einen lang anhaltenden Schreikrampf aus. Auch dem rückgekehrten Gatten — der die Sache ruhig und liebevoll aufnahm — erzählte sie die Begebenheit, ohne ihm auch nur das Geringste zu verheimlichen. Auf seinen und der Angehörigen Rat wurde die Anzeige an die Behörde und der Bursche stellig gemacht. Zweimal mußte sie als Zeugin aussagen; vorerst vor dem Staatsanwalt. Schon der Argwohn und die Fragestellung des gewiegten Menschenkenners rüttelten mächtig an den Verschanzungen, hinter denen sich ihre wirkliche Einsicht verbarg, daß sie nämlich das Abenteuer gewollt, ja gesucht habe. Und so schloß sie dann die Schilderung, die sie mir von dem zweiten Verhör, vor dem Untersuchungsrichter, gab, mit den Worten: „Ich kann Ihnen gar nicht schildern, welch vernichtenden Blick er mir zugeworfen hat, als er das Verhör mit den Worten abbrach: „Jetzt ist es genug". Und noch bevor ich den kleinen Vorfall in der Analyse, der Wochen vorher stattfand, hervorheben konnte, verwies die Patientin auf ihn und daß sie mir die Worte des Richters in den Mund gelegt, mich an die Stelle des Richtes gesetzt habe.

Noch einige ergänzende Mitteilungen zu diesem Fall. Fast bis zum Ende des dritten Dezenniums ihres Lebens bestand ihre ganze Welt aus ihren Eltern und der unverehelichten Schwester der Mutter; in diesem, für sie äußerst einprägsamen, puritanischen Milieu war sie als einziges Kind der Mittelpunkt und erfreute sich großer Liebe und Fürsorglichkeit aller. Zur genannten Zeit starben kurz nacheinander die beiden Frauen. Wenige Monate später soll eine Wandlung in der Lebensführung des Witwers eingetreten sein. Bis dahin ganz Familienmensch, soll er dann viel um Frauengunst geworben und sie auch genossen haben — so daß besorgte Freundinnen sogar zur Internierung des alternden Mannes rieten.

Nun aber erinnern Sie sich, bitte, daran, wie die Patientin nach dem Erlebnis mit dem Einbrecher gar kein Bedenken trug, nicht den geringsten Anstoß daran nahm, es all den näheren und ferneren Angehörigen mitzuteilen, und erinnern Sie sich auch daran, daß die einzige affektive Reaktion, in der sie sich darnach verausgabte, bloß in einem Schreikrampf bestand — gleichsam einem Nachholen dessen, was sie während des Überfalles eben unterließ. Kein Zweifel nun, daß sie eifrigst bemüht war, das Ereignis als ein rein äußerliches über sie hereingebrochenes Ungemach zu empfinden — zu dem man nichts beigetragen und für das man demzufolge nichts vermag. Die recht naive und ganz unpsychologische Ansicht ihrer Angehörigen, die in derselben Richtung lief, bestärkte sie natürlich in dieser Haltung, die also letzten Endes darauf hinauslief, sich zur Wahrheit nicht zu bekennen und ihre innere Stimme, die Stimme ihres Gewissens ja nicht laut werden zu lassen. Sie erstarb förmlich in Angst vor diesem moralischen Anteil ihrer Persönlichkeit und dessen Verdammungsurteil. Und dies ist es, was uns ihr Benehmen in der analytischen Situation weitgehend verständlich macht. Denn sie projizierte ja gleich anfangs nicht bloß etwa den wirklichen, sondern mit diesem oder richtiger in diesem, ihren inneren Richter auf mich. Damit zugleich aber auch die große Angst, die sie vor ihrem Gewissen hatte.

Und diese Angst war es, die sie förmlich dazu zwang, sich in Träumen und deren Deutungen zu ergehen, um im krassen Gegensatz zu ihrer großen Mitteilsamkeit bald nach dem Vorfall mir diesen eminent konfliktuösen Vorfall zu verheimlichen.

Nun aber zum zweiten Fall, den ich für ungleich illustrativer halte. Da erscheint in meiner Sprechstunde ein etwa 45jähriger Mann in hoher amtlicher Stellung in einem der Nachfolgestaaten. Etwas über

mittelgroß, breitschultrig; in dem übrigens gar nicht markant geprägten Gesicht fällt mir der unsichere, unstete, flackernde Blick auf; die Stimme, mit der er spricht, gedämpft. Alles zusammen der Eindruck nicht nur eines gedrückten, vielmehr eines stark verängstigten und mit seiner Angst mühsam ringenden Menschen. Stockend erzählt er, was ihn zu mir geführt. Er lebe seit Wochen in furchtbarer Angst. Seit vielen Monaten unterhalte er eine intime Liaison mit der Frau eines seiner Freunde; alles spreche dafür, daß dieser um das Verhältnis gewußt und es ohneweiters toleriert habe. Vor ein paar Wochen sei der verhältnismäßig noch junge und rüstige Mann eines Morgens leblos in seinem Bette aufgefunden worden. Die Todesursache sei bis heute ungeklärt; man wisse nicht, sei es Selbstmord oder natürliche Todesursache gewesen. Seit dieser Zeit sei der Patient einfach von Sinnen vor Angst, in die Sache verwickelt und für schuldig an dem Tode des Mannes, zumindest aber für mitschuldig befunden zu werden. Denn es sei ihm sogar der abstruse und jeglichen Anhalts entbehrende Gedanke gekommen, die Gattin habe den Freund umgebracht, wo sie doch ohnehin ihm, dem Patienten, mit Erschießen gedroht habe, falls er sie einmal verlassen sollte. Nun habe er sich durch den tragischen Vorfall erst recht von der Frau seelisch sehr entfernt und möchte von ihr loskommen; aber außer der ersten Angst hindere ihn auch die Furcht, von ihr meuchlings getötet zu werden, daran — so daß jetzt sein ganzes Dasein von diesen Ängsten erfüllt sei.

Diese seine Gemütsverfassung verlieh aber auch der analytischen Situation und seiner Beziehung zum Arzt ein plastisches Gepräge. Vorerst in seiner äußeren Haltung. Er lag da zusammengekrümmt, sich förmlich klein machend; die Beine verkrampft, die Hände bezeichnender Weise stets auf dem Rücken und dessen Verlängerung, all dies, wie wenn er sich vor Schlägen schützen wollte, worauf nicht etwa ich den Patienten, vielmehr dieser mich aufmerksam machte. Dabei war er kaum im Stande, irgend etwas ohne Störung des Zusammenhangs zu erzählen, stammelte häufig, — offenbar in heilloser Angst, daß ja nichts Verräterisches das Gehege seiner Zähne verlasse.

Ich würde mich kaum verwundern, bei der Schilderung dieses Falles Ihrem Einwand zu begegnen, der Zusammenhang mit dem Schuldgefühl sei hier weder gegeben, noch ersichtlich, denn der Patient sei nicht etwa wie die vorhin geschilderte Patientin in einem wirklichen Konflikt mit seinem Gewissen, er fühle sich sogar innerlich völlig frei von jedem Verschulden an dem Tode seines Freundes, und sohin ge-

höre der Patient in die Reihe der Angstkranken. Nun aber bin ich in der Lage, diesen Einwand wirksam zu entkräften, und zwar durch die Mitteilung, daß es im Leben unseres Patienten tatsächlich eine Situation gab, die mit der den Ausbruch der Neurose veranlassenden eine weitgehende Ähnlichkeit, wo nicht Analogie aufwies. Damals, in seiner späteren Kindheit, gab es gleichfalls die Frau eines anderen Mannes, nämlich die Mutter, in die der Patient mit der Glut seines ungestümen Temperaments verliebt war; es gab aber auch den Gatten dieser Frau, an dessen Tode sich Patient schuldig fühlte. Denn als 14-jähriger Junge war er Zeuge, wie der dem Trunke ergebene und dabei die Familie, besonders aber den Patienten aufs Brutalste behandelnde Vater, der sozial und wirtschaftlich immer deroutierter wurde, Vorbereitungen zum Selbstmord traf, dem er auch am nächsten Morgen erlag. Der Junge merkte es, wie der Vater nächtlicher Weile an die im ersten Stocke im Bette liegende Mutter einen Brief schrieb, las sogar dessen Aufschrift: „Liebe Riecke"; er nahm die Mahnungen des Vaters entgegen, daß er alles dazu tue, um Mutter und Schwestern eine Stütze sein zu können; merkte es schließlich, daß der Vater irgend ein Getränk braue, das er dann zu sich nahm, — und all dies mit „scheinbarer" Verständnislosigkeit. Erst viele Monate nach Beginn der Behandlung, unter deren Einfluß eine sehr beachtenswerte Entfaltung des Ichs stattgefunden hat, wobei der Analytiker von der Stufe eines, man könnte fast sagen, materiell erlebten Vaters, ähnlich wie im ersten Falle zur Repräsentation des Gewissens erhoben wurde, — trat die Verwandlung der primitiv-infantilen Züchtigungsangst in echtes Schuldgefühl ein, — das bis dahin sorgsam vom Bewußtsein ferngehalten wurde, und dessen Platz bis dahin eben jene Angst eingenommen hat.

Und so ist denn dieser Fall, wie ich es bereits eingangs angedeutet habe, besonders illustrativ für die Genese und den Werdegang eines Anteils der menschlichen Persönlichkeit, den man füglich als den Brennpunkt derselben bezeichnen kann. Er ist der Psychoanalyse zufolge nicht allein völlig autonom, sondern dem übrigen Ich weitaus übergeordnet, weshalb sie ihm die Bezeichnung des Über-Ichs verliehen hat. Sein Werdegang, in flüchtiger Eile rekapituliert, besteht darin, daß dieser „innere" Mensch in uns, um mit den Worten des Apostels Paulus an die Römer zu sprechen, seine Genese und Entfaltung einem Verinnerlichungsvorgang verdankt. Diesen, von Freud später ganz selbständig erschlossen, hat schon Nietzsche genial vorausgeahnt. Er erblickt in ihm die Folge der Zusammenfas-

sung der Individuen in einen Gemeinschaftsverband, sohin die untrennbare Begleiterscheinung der kulturellen Entwicklung. Mit dieser Verinnerlichung verknüpfte er sogar fast den Beginn der Seelenbildung, die er als Folge der durch die Gemeinschaft behinderten freien Abfuhr der Triebe auffaßte.

Diesem Verinnerlichungsprozeß ist der Mensch zunächst als Kind unterworfen; stellt er doch für dieses den einzigen Ausweg dar aus der Ödipussituation, jener seelischen Belastung mit den widerspruchsvollsten Triebtendenzen, die letztlich untragbar wird. Und was da mithin verinnerlicht wird, nämlich die Eltern, die Beschützer, aber zugleich auch die ersten Vertreter der Gesellschaft mit ihrem „Du sollst" und „Du darfst nicht", — dies stellt gleichsam den Keim des Über-Ichs dar.

Indem nun von hier aus die Spurweite der Verinnerlichung immer größer wird und diese immer weitere Kreise einbezieht, führt sie zur allmählichen Entfaltung der Persönlichkeit, zugleich aber zu deren unlöslicher Milieu- und Umwelt-Gebundenheit. Es wird uns daher kaum verwundern, daß uns dieses Über-Ich sowohl den Niederschlag als auch den Widerhall all derjenigen Normen bedeutet, welche die Beziehungen der Individuen zur Gemeinschaft regeln, und daß wir seine Funktion darin erblicken, daß es Sachwalter all der Schöpfungen ist, die den Bestand der Gemeinschaft sichern und verbürgen sollen.

Und da drängt sich mir der Gedanke auf, daß es namentlich für die Religionspsychologie eine besonders lockende Aufgabe sein müßte zu untersuchen, ob sich denn nicht auch in der Menschheitsgeschichte eine ähnliche Zuordnung der Form der Schuldhaftigkeit zum jeweiligen Entwicklungsstadium der Gottheitsvorstellung aufzeigen ließe, wie wir sie in Betreff der Beziehung zum Über-Ich aufzufinden vermochten. Ich stelle mir das so vor, daß das der Gottheitsvorstellung anhaftende Ausmaß von Anthropomorphie, über das gemildert Materielle bis zu ihrer völligen Loslösung vom Stofflichen und Abstraktion zur Idee, irgendwie bestimmend sein dürfte für die drei Ausdrucksformen, in denen wir dem religiösen Erlebnis begegnen, nämlich als Angst, Sündhaftigkeit und Schuldgefühl. Man braucht hier bloß an die rein auf Furcht basierte Beziehung der Antike zu ihren ganz vermenschlichten Gottheiten zu denken, weiters an die innigste Beziehung, in die bereits die Untersuchungen Kierkegaards die Sündhaftigkeit zur Angst gebracht haben, ferner daran, daß die Sünden ursprünglich Verletzungen der materiell gedachten

Tabuverbote, demnach Entsühnungen, Reinigungen waren, derart, daß die Konzeption der Gedankensünde und ihrer Tilgung durch Gebet bereits einen enormen Fortschritt bedeutet — und schließlich an die rein abstrakte Auffassung der Gottheit durch manche Philosophen; denkt man an all dies, so dürfte man die Möglichkeit einer derartigen Korrelation kaum als unsinnig von der Hand weisen. Zu ihrem stringenten oder auch nur näheren Nachweis fehlt es mir indeß nicht allein an Zeit; ungleich mehr noch an Kompetenz.

Bloß das eine sei mir noch gestattet besonders hervorzuheben, daß doch den Angaben der Religionspsychologen zufolge die Götter ursprünglich Dämonen waren, die den Menschen Angst und Entsetzen einflößten, — wie dies z. B. Volz für Jahve überzeugend erörtert. („Das Dämonische im Jahve".) Aber auch umgekehrt soll, man kann es wohl sagen, jede Angst irgend einem Dämon zugeordnet worden sein. Welche Erwägung uns mitten hineinführt in die Betrachtung der Beziehung des Ichs zu seinem Über-Ich, — wie sie uns in den beiden obenerörterten klinischen Fällen deutlich entgegentritt. Bei beiden kaum zu verkennen: die Angst.

Und dies ist wohl kaum verwunderlich: denn genau so wie in der Kindheit der Menschheit die der Gottheit zugeschriebene Aggression es war, die sie zum Dämon stempelte, ebenso erlebt auch das kindliche Ich sein keimhaftes Über-Ich, die introjizierten Eltern in aggressiver und schreckeinflößender Gestaltung. Wozu mir nicht schlecht der Umstand zu passen scheint, daß die Dämonen als die wiederkehrenden Seelen der abgeschiedenen Vorfahren aufgefaßt wurden.

Nun behauptet ja die Analyse, daß es die eigene als Reaktion auf den erzieherisch erzwungenen Triebverzicht sich einstellende Aggression des Kindes sei, die, an der Abfuhr verhindert, dem Über-Ich zuströmt und dieses dann dem Ich so bedrohlich erscheinen läßt. Und der ganz analoge Vorgang, daß die eigene Feindseligkeit gegenüber den Abgeschiedenen in diese hineinverlegt und sie dadurch eben zu Dämonen gestempelt wurden, ist gewiß geeignet, den von der Psychoanalyse beim Über-Ich behaupteten Hergang kräftig zu stützen.

Was befürchtet aber das Ich von seiten des Über-Ichs? Was ist denn der Inhalt seiner Angst? Erfahrungsgemäß wechseln die Angstinhalte je nach dem Stadium der Ich-Entwicklung. Aber all diesen spezialisierten Inhalten der Angst ist ein übergeordneter Sinn gemeinsam, nämlich die drohende Gefahr des Liebesverlustes. Ist doch die Keimanlage des Über-Ichs in der Beziehung des Kindes zu

seinen leibhaften Eltern gegeben; die Versagung von Liebe wäre hier Vernichtung. Und dieses imperative Verlangen nach Liebe erhält sich als Grundzug der Beziehung des Ichs zum Über-Ich bis zu dessen höchstentwickelten und ganz vergeistigten Gestaltungen. Daß auf diesen Höhen sich das Liebesverlangen kaum in seinem ursprünglichen, vielmehr in einem korrelaten Ausdruck äußern wird, ist wohl selbstverständlich.

Sicher indessen ist, daß eine der sehr häufigen Formen, unter denen wir letztlich diese Angst vor Liebesverlust zu suchen haben, wohl die Angst vor dem Alleinbleiben, vor der Vereinsamung ist. Besonders oft bei kleineren Kindern, wird sie auch bei größeren nicht selten angetroffen und auch bei erwachsenen Neurotikern nicht vermißt; auch die Agoraphobie, die Angst vor Plätzen mit ihrer die Empfindung der Einsamkeit weckenden Weite wollen wir hierherrechnen. Man kann das Wesen dieser Angst auch so bestimmen, es sei die Angst des Ichs, die Verbundenheit mit seinem Beschützer, dem Über-Ich, zu verlieren, von diesem verlassen zu werden.

Hören Sie, bitte, was mir jene Patientin in der ihrer Beichte nachfolgenden Sitzung unter strömenden Tränen berichtete: „Ich habe gestern abend das Gefühl gehabt, daß Sie mich verlassen haben"; wenige Minuten später: „Ich hatte gestern abend das Gefühl: ich habe Sie gar nicht mehr, ich weiß nicht, wo Sie sind, ich bin zu schlecht für Sie."

Womöglich noch plastischer drückt sich dieser Sachverhalt in einer den früher besprochenen männlichen Patienten betreffenden Episode aus. Nach mehrtägiger Unterbrechung erscheint er bei mir an einem Montag zur gewohnten Stunde, ohne mich jedoch, wie verabredet, verständigt zu haben; wird daher von mir nicht empfangen. In der nächsten Behandlungsstunde sagt der — übrigens verheiratete — Patient, Vater einer heranwachsenden Tochter: „Ich habe mich am Montag einsam gefühlt wie ein Waisenknabe."

Dieses Gefühl, von seinem Über-Ich verlassen, eigentlich verstoßen zu sein, ist es auch, das die schwere Verstörtheit, ja den oft desolaten Gemütszustand erklärt, in den die Patienten über alle rationellen Motive hinweg geraten, wenn der Analytiker irgendwie gezwungen ist, die Behandlung selbst für kürzere Zeit zu unterbrechen. Daß in einem solchen Falle bei psychopathisch ohnehin Verstimmten oder gar Depressiven eine ganz besondere Vorsicht geboten ist, — dessen sollte der Analytiker stets eingedenk sein.

Der Ausweg, den die Neurotiker aus der hier dargelegten Situation finden, dürfte uns m. A. nach im psychologischen Verständnis näherbringen. Entsinnen wir uns, daß der Phobiker, um seine Gehhemmung zu überwinden, sich an eine Begleitperson klammert. Der oben erwähnte Patient aber, der mit seiner Gattin seit vielen Jahren weder in zärtlichen noch in sexuellen Beziehungen stand, sie vollkommen ablehnte, zögert nicht, sich zu ihr ins Bett zu legen, wiewohl er sie an diesem Tage noch fremder empfand als sonst. Denn er mußte sich einem Menschen nahe fühlen, wer immer es auch sei. Von mir abgewiesen, sohin von seinem Über-Ich verstoßen, sucht er, der Unreife seiner Persönlichkeit entsprechend, Ersatz in einer Liebe, wie er ihrer eben habhaft werden kann.

Beide, sowohl der Agoraphobiker wie auch mein Patient versuchen also, wie wir sehen, aus ihrer Seelennot sich zu retten, indem sie sich an ein Du wenden, eine wenn auch noch so flüchtige, lose und dürftige Gemeinschaft herstellen. Halten wir uns indessen vor Augen, daß die Situation der Analyse, die Beziehung zum Arzt nichts absolut Andersartiges und vom sonstigen Verhalten der Menschen zueinander nichts völlig Verschiedenes beinhaltet; nur, daß die gewollte Entpersönlichung des Analytikers die wahre Natur der Beziehungen der Patienten zu den Menschen reiner, plastischer und greller auf diesem Auffangsschirm in Erscheinung treten läßt. Darnach ist sicher die Ansicht vertretbar, der ich bereits öfter Ausdruck gegeben habe, unser Verhältnis zum Du sei in hohem Maße der Beziehung des Ichs zum Über-Ich nachmodelliert.

Für eine der wichtigsten sozialen Relationen, das Mitleid, vermochte ich in einer eigenen Studie an der Hand klinischer Analysen den, wie ich glaube, stringenten Erweis zu erbringen, habe auch dort hervorgehoben, daß dieser mein empirischer Weg mich zum identischen Ergebnis mit den spekulativen Befunden von Nietzsche und Eduard von Hartmann geführt hat. Die Veröffentlichung weiterer einschlägiger Beobachtungen steht bevor.

Nach all dem Vorhergesagten hätten wir also zahllose Ichs, die nicht aus freiem Liebesverlangen sondern aus ihrer ängstlichen Spannung heraus bald den ungezählten Du's — als dem Über-Ich, wie man es haben möchte — liebeheischend nachjagen, bald sich ihnen — als das derartig phantasierte Über-Ich anbieten; das ist *re vera* und zum wesentlichen Teile der libidinöse Aspekt der Gemeinschaft, der Anteil der Libido an der Gemeinschaftsbildung. Hier ist auch die Triebfeder

und zugleich die Erklärung des selbst von Freud als rätselhaft befundenen Vorgangs zu suchen, daß Eros so unablässig bemüht ist, die Menschheit zu Verbänden zusammenzufassen. Wie Recht hatte doch der große Metaphysiker Schopenhauer mit seinem *principium individuationis,* wenn er meint, wir sähen die Welt durch den Schleier der Maja; aber die *individuatio,* die Vielheit, sei bloß scheinbar, nur eine Täuschung; das Ding an sich aber nur Eines und identisches Wesen.

Und wenn Sie mir noch gestatten, die eben entworfene Skizze in einen weiteren Rahmen zu spannen, so ergibt sich uns das Bild, wie die Kollektivität als Ersatz für den vermißten Einklang mit dem Über-Ich eintreten kann. Der Versuch, eine verlorene Bindung durch eine andere zu ersetzen. Ein gewiß folgerichtiger Vorgang, das verloren geglaubte, kollektive Prinzip der Individualseele, das Über-Ich, durch die reale Kollektivität zu ersetzen.

Diese kleine Untersuchung hat, wie Sie sehen, zu einem recht überraschenden Ergebnis geführt, das m. A. nach keineswegs unterschätzt werden sollte. Denn auf einmal finden wir in dem Schuldgefühl, das wir bis jetzt bloß als Quelle der Pein, höchstens noch als masochistische Befriedigungsart kannten, den Träger einer und noch dazu sehr hohen sozialen Funktion. Sie besteht darin, die Herstellung der menschlichen Verbundenheit aufs Intensivste zu betreiben, die bestehende zu festigen, deren Institutionen zu sichern und zu schirmen.

Wäre es nicht so tragisch, so müßte er wahrlich als beschämend empfunden werden, der Schleppschritt des erkennenden Geistes, dem es verwehrt ist zu schauen, was die Wahrsager der Menschheit, die großen Dichter, bereits vor Jahrtausenden wußten. Hat doch das Ergebnis dieser meiner Kleinarbeit Aeschylos bereits in seinen „Eumeniden" klar zum Ausdruck gebracht. Der Muttermörder Orestes wird von den Dämonen, Erinnyen wütend verfolgt: Pallas Athene entreißt ihn den Rächerinnen; um die darob Verzweifelnden zu beschwichtigen erhebt sie sie zu:

„Erinnyen nicht mehr, heilige Eumeniden", und so wird dies „Moiras Nachtgeschlecht" zu

„Ordnenden Göttinnen des Rechts, Genossen
Jedwedem Haus, machtvoll zu jeder Zeit,
Gerechten Bundes Heiligtum bewahrend,
Der Götter tief verehrteste Gewalt".

Aber auch das schwere Opfer, das der Einzelne der Gemeinschaft bringen muß, nämlich die Mehrung seines Schuldgefühls, die Freud aufzeigt, sind ihm nicht minder gut bekannt.

Denn die Erinnyen werden heilig und zu Eumeniden bloß für die Gemeinschaft; bloß für sie „lacht aus der Unterweltnacht — Sonnenschein." Dem Einzelnen aber bleibt „Moiras Nachtgeschlecht" — schwer zu rührende Dämonen, das durch die eigene gedrosselte Aggression tyrannische grausame Über-Ich, des' Amt ist

„Aller Schuld der Menschen nachzuspüren."

*

Nach alledem wäre das Ergebnis dieser Untersuchung, daß das Schuldgefühl nicht allein Folge, sondern zugleich wieder ein Antrieb für neuerliche Erosbestrebungen in seinem Kampf mit dem Todestrieb ist, daß er es zustande bringt, nicht allein die Aggression zu bändigen, sondern sich sogar ihrer dann als Vorspanns für seine Zwecke zu bedienen. Dadurch scheint ja der Sieg des Eros und damit der Fortbestand der Menschenart gesichert, allerdings, wie bereits hervorgehoben, um den sehr hohen Preis der stetigen Abnahme individueller Glücksmöglichkeit. (Wobei das Seelische genau den Spuren biologischer Gesetzmäßigkeit folgt, wonach das Individuum für die Art bedenkenlos geopfert wird.)

So stünden wir denn vor einem *circulus vitiosus* in voller Rat- und Ausweglosigkeit?

So gewagt es auch scheinen mag, meine ich, das nicht. Denn gerade die gegenwärtige Kulturschwingung, die wir — die einen ängstlich erschauernd, die anderen fasziniert — mitmachen, scheint mir zumindest die Möglichkeit eines Ausweges zu eröffnen. Das, worauf ich hier verweisen will, ist gewiß keine Offenbarung, vielmehr ein von der Menschheit seit unvordenklichen Zeiten begangener Weg, auf den übrigens von psychoanalytischer Seite in der letzten Zeit wiederholt verwiesen wurde. Bloß, daß ich ein wenn auch nur spärliches Streiflicht auf ihn werfen will.

Ich meine das Problem der Arbeit, das vielleicht wie kaum früher zum Brennpunkt der gegenwärtigen Kulturperiode wurde. Sowohl durch die Betonung des Anspruches auf Arbeit als auch der kategorisch auferlegten, bis zum Zwang gesteigerten Verpflichtung zur Arbeit für jeden Einzelnen innerhalb der Gemeinschaft, — wobei ich

gar nicht übersehe, daß das Bewegende hiebei der imperativste aller Triebe, der Nahrungstrieb ist. Da ich aber meine, daß die Arbeit auch für die hier aufgerollte Frage von hervorragender Bedeutung ist, möchte ich diesem Problem die letzten Minuten meines Vortrages widmen, ohne den Anspruch zu erheben, es mehr als oberflächlich gestreift zu haben, zumal es nicht nur triebpsychologisch außerordentlich komplex ist, sondern auch eine enorme Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen aufzeigt.

Wir müssen vor allem von dem Begriff Arbeit den der Beschäftigung abtrennen. Denn es gibt sehr viele Beschäftigungen, die kaum noch etwas von Arbeit an sich haben; es knüpft sich an diesen Begriff der Beschäftigung die Vorstellung von etwas Episodischem, situativ Bedingtem, kaum die Persönlichkeit in vollem Ausmaße und intensiv in Anspruch Nehmendem. Triebmäßig ist es nun, der Psychoanalyse zufolge, vor allem der Bewältigungs- oder Aggressionstrieb, der bei der Arbeit — gewiß bei manueller, aber ebenso, bloß aufs Geistige verschoben, auch bei intellektueller, zum Teile auch künstlerischer — in Anspruch genommen wird. Den gewiß wichtigen, wenn auch sehr variablen Beitrag der Libido wollen wir für unser Teilproblem vernachlässigen. Sohin ist die Arbeit nicht nur die wichtigste sondern überhaupt die einzige sozial zulässige Abfuhrmöglichkeit für die Aggression; sie schützt den Nächsten vor ihr, macht die Verdrängung überflüssig und beugt derart der Verstärkung des Schuldgefühls vor. Ein kleiner Beleg aus meiner Praxis: Ein junger Bildhauer befindet sich im Zustande besonders gesteigerter Angst vor der phantasierten Gefahr, von mir entmannt zu werden. Groß ist darob seine Wut, der aber die Angst den Ausweg versperrt. Da bringt er einen Traum: er schneidet Einstein das Haar. „Ein Stein", so hart wie dieser, bin ich. Am nämlichen Tage begann aber der junge Künstler, der bis dahin nur in Ton gearbeitet, eine Mannesfigur in Stein zu hauen. Recht bezeichnend, wie ich meine. Zum Überfluß erzählt er am nächsten Tage wieder einen mit dem ersten gleichsinnigen Traum, daß er an der Figur eine Kante abhaut; d. h. mich *en revanche* entmannt.

Den Zusammenhang zwischen Arbeit und Aggression konnte man schön in einer Episode des kürzlich so sensationell aufgenommenen russischen Films „Der Weg ins Leben" beobachten, — dessen Wirkung übrigens über alle ästhetischen Motivationen hinweg hauptsächlich aus der narzißtischen Befriedigung der Zuschauer ob der Befriedi-

gung eines bestimmten Kulturideals zu erklären ist. Ich meine die Episode, wo es den in der Kolonie eifrig arbeitenden Jungen plötzlich an zu verarbeitendem Material fehlt, weil solches nicht nachgesandt wurde. Da beginnen die Jungen bedenkenlos die Maschinen und die Einrichtungen des Hauses zu demolieren.

Überdies aber: die Arbeit kann dem Arbeitenden auch narzißtische Befriedigung verschaffen, sei es durch die soziale Notwendigkeit des Produktes, sei es durch Würdigung der Leistung; dieser Fall ist besonders dort gegeben, wo es irgendwie um Gestaltung geht, wobei der Arbeitende gleichsam in seiner Allmacht bestätigt wird.

Außerdem scheint mir die Arbeit auch die Bedeutung einer Strafe, einer Entsühnung zu besitzen. So könnte man es vielleicht erklären, warum, wie Freud klagt, sich die Menschen zu ihr gar nicht drängen, es sei denn notgedrungen. Dies ist der Eindruck, den ich von einem allerdings noch lange nicht weit genug analysierten Falle davongetragen habe, weshalb ich ihm keine volle Beweiskraft beimesse. Immerhin aber weisen das „im Schweiße deines Angesichtes sollst du arbeiten", sowie die Zusammenstellung von Arbeit mit Gebet in dem „*ora et labora*" entschieden nach der Richtung der Entsühnung.

Und noch ein kleines, wenn auch gewiß nicht entscheidendes Detail für die seelisch entlastende Bedeutung der Arbeit: Daß sie nämlich so oft von Gesang begleitet wird. Es ist eben das Ich, das sich nicht mehr ducken muß, das laut werden darf und das Lied seiner Befreiung singt.

*

Es gibt einen Spruch, ich weiß wirklich nicht von wem, der lautet: „Wen die Götter lieben, dem machen sie die Arbeit zum Vergnügen."

Er hat ja auch so seinen guten Sinn. Aber wenn wir ihn, wie wir es oft bei der Deutung von selbst sehr logisch aussehenden Träumen machen, umkehren, wird uns sein tieferer Sinn kund. Und dieser lautet:

Wer arbeitet, den lieben die Götter, liebt sein Über-Ich, — der hat eben kein Schuldgefühl.

Das Theater
als Abwehr und Wunscherfüllung

Von

Karl Bachler

> Der Schauspieler ist gleichsam der ins Künstlerische übersetzte Arzt, so wie der Priester der ins Religiöse übersetzte Arzt ist.
>
> Otto Rank: Der Künstler

„Der ungebildete Mensch aus dem Volke bringt die Forderungen des Kindes, der Überbildete, der Kulturmüde die Ansprüche des höheren Alters vor den bunten Vorhang. Indem der Dichter fortwährend die Gesamtheit der menschlichen Kräfte in ein lebendiges Spiel versetzt, stellt er, wenigstens für die kurze Zeit der vollen Kraft seines Zaubers, die ursprüngliche Ganzheit der Menschen wieder her". Diese bemerkenswerte Äußerung über den tieferen Sinn des Theaters liest man in Otto Ludwigs Shakespearestudien, und man wird zugeben, daß der Dichter hier etwas entdeckt hat, was andere vor und nach ihm gewiß auch schon empfunden, aber kaum jemals so treffend formuliert haben.

Im Zentrum der folgenden, natürlich vorläufig fragmentarischen Untersuchung soll die Frage stehen: Warum hat der Mensch in allen Zeiten und Kulturen immer wieder den Drang zum Theaterspielen in sich gespürt, und welcher Art ist nun wiederum, psychologisch betrachtet, sein Verhältnis zu diesem Theaterspiel, das er aus sich selbst erst erschaffen hat?

Es wird sich als zweckmäßig erweisen, wenn man für den Gang einer derartigen Erörterung vor allem solche Formen des Theaterspielens in Betracht zieht, bei denen die Grundelemente noch am reinsten ausgebildet sind. Das ist vor allem noch der Fall beim Mimus, also jener Form des primitiven Volks- und Massentheaters, das in akrobatischen und tänzerischen Schaustellungen mit fast durchweg stark erotischem Einschlag seine Befriedigung fand, von dem aber nicht nur unser Zirkus und Variété, sondern auch unsere Schaubühne entscheidende und nachhaltige Impulse empfangen haben. Unser Theater mit seinen tausendfältigen Verzweigungen und Überlagerungen durch allerlei intellektualistische, vor allem moralistische Korrekturen, die es sich im Laufe der Zeit gefallen lassen mußte, eignet sich weniger zu solcher Untersuchung, wenngleich natürlich auch hier mit einiger Mühe sich alle jene Grundelemente noch auffinden ließen. Es besteht kein Zweifel, daß das Theater des klassischen Altertums, wie auch das unsere, aus stark

erotischen Quellen gespeist wurde. Erst die kommenden Jahrhunderte haben, im immer mehr wachsenden Bedürfnis nach Verhüllung solch offensichtlich erotischer Dinge und aus einem gesteigerten Schamgefühl heraus diese rohen Schaustellungen und unverhüllten Obszönitäten verpönt. Aber immer wieder bemerkt man, wie im Laufe der Geschichte diese alte Form stets von neuem einen Durchbruch versucht. Und immer fast wird ein solcher Durchbruch vom Publikum als eine willkommene Befreiung von irgendeinem Zwange betrachtet.

Es darf mit einiger Sicherheit der Vermutung Raum gegeben werden, daß eine der frühesten dramatischen Äußerungen des Kulturmenschen die theatralische Gestaltung des Ödipusstoffes war, und es wird kein Fehlgriff sein, wenn man behauptet, daß die vollendete Ausbildung, die er bei Sophokles erfährt, bei weitem nicht der erste Versuch einer Gestaltung schlechthin ist. Es ist an dieser Stelle kaum vonnöten, auf die Bedeutung des Ödipusstoffes und des nach ihm benannten Ödipuskomplexes nochmals einzugehen. Im Laufe der Geschichte der dramatischen Literatur ist dieses Thema niemals mehr verloren gegangen bis in unsere allernächste Gegenwart hinein, und vor allem der Expressionismus hat sich seiner Umsetzung in dramatische Gestalt mit besonderer Liebe wieder gewidmet. Es liegt also die Vermutung nahe, daß gerade die Ödipustragödie dem Menschen aller Zeiten stets etwas und im Grunde immer dasselbe zu sagen hatte. Es ist geradeso, als ob die Menschheit sich mit ihr immer wieder eine Urschuld selbst vor Augen hält, um sie für den Augenblick zu sühnen und so das Bewußtsein unauslöschlicher Schuld wenigstens vorübergehend von sich zu wälzen. Die Ödipustragödie ist in der Tat eine immerwährende Selbstbezichtigung der Menschheit. Sie wird noch in tausenden von Dichterwerken ihr unsterbliches Dasein erweisen. Und nach dieser einleitenden Betrachtung, die dem Psychoanalytiker nicht mehr neu ist, sind wir bereits bei einer der tiefsten und unerschöpflichsten Quellen der theatralischen Leidenschaft des Menschen, die im Grunde ein beinahe zwangsmäßiges Zurschaustellen tiefster seelischer Geheimnisse bedeutet, angelangt. Solange die Menschheit noch die Ödipustat begeht, — und das wird sie vermutlich immer tun —, solange wird Schuldbewußtsein, verbunden mit dem Trieb zur Rechtfertigung, immer wieder den Anlaß zur dichterischen Gestaltung dieses Komplexes bilden. Kein tragischer Stoff kann jemals von so unmittelbarer und gewalttätiger Wirkung sein wie dieser, nie konnte eine Tragödie zugleich so aus tiefer Furcht, wie aus einem nicht minder tiefen Bedürfnis nach Reinigung und Erlösung geboren sein wie die Ödipustragödie, die der ganzen Menschheit einen Spiegel vorhält.

Was der gemeine Sterbliche nicht zu sagen wagt, das darf der Dichter ohne Scheu aussprechen, wie der Mund eines Gottes selbst. Und so schuf die Menschheit den Dichter aus sich heraus, damit einer zeuge von ihrer unausgesprochenen Gewissensqual. Und der Dichter wieder schuf Gestalten, die seine Zunge redeten. So entstand das Theater, gewissermaßen als eine besondere Form des Über-Ichs der ganzen Menschheit.

Das Verhältnis der Kulturmenschen zum Theater ist zu allen Zeiten das Hamlets zum „Schauspiel im Schauspiel" gewesen. Dieses Verhältnis nun hat Otto Rank einmal in geradezu genialer Weise, die jeden Literarhistoriker mit Neid erfüllen muß, analysiert[1]. Hier haben wir den Fall, daß durch eine theatralische Schaustellung, die er selbst inszeniert, dem Helden, in diesem Falle Hamlet, der Spiegel seiner eigenen Gedankenschuld, des Mutterinzestes und der Vatertötung vorgehalten wird. Dieses unbewußte Schuldgefühl ist nämlich die Quelle von Hamlets Handlungsunfähigkeit. Hamlet erlebt also gewissermaßen im Schauspiel die Ausführung seines eigenen gehemmten Wunsches durch einen anderen. Und die Wunscherfüllung ist in der Tat ein zweites wichtiges Motiv, das den Zuschauer mit der Darstellung auf der Bühne eng verknüpft. Der Schauspieler wird zum Exponenten des eigenen Ichs, der eben alles das in wünschenswerter Distanz und Entpersönlichung ausführen darf, was dem Menschen selbst sonst versagt ist. Indem der Schauspieler auf den weltentrückten Brettern etwas vorstellt, enthebt er den Zuschauer dem verhängnisvollen Zwange, es selbst tun zu müssen. Der letztere zieht also aus dem Tun des Spielers einen verhältnismäßig billigen und unmittelbaren Lustgewinn, ohne selbst dabei irgendein Risiko eingehen zu müssen. Das Theater kann also sehr wohl als Ersatz für etwas sonst garnicht oder nur recht mühevoll Erreichbares, und so als Mittel zur Beseitigung einer Affektstauung dienen. Der Zuschauer darf sich bis zum Grade der Selbstaufhebung der eigenen Persönlichkeit mit dem identifizieren, was ihm der Schauspieler da oben doch nur vorspielt. Die Tragödie in ihrer reinsten Form ist die Projektion des Leidens der Menschheit; dadurch, daß Dichter und Schauspieler die zur Aufhebung der Hemmungen notwendige psychische Arbeit selbst leisten, wird vorübergehend die Befreiung vom Schuldgefühl erreicht und damit allein schon ein Lustgewinn erzielt. Die Form als künstlerisches Mittel hat dabei zunächst keinen anderen Zweck, als zur Erweckung einer Vorlust beizutragen, die, wie Otto Rank sagt, „die eigentliche Lustquelle verdeckt, den Effekt daraus aber sichert und verstärkt."[2] Je illusionistischer das Theater ist, je mehr es sich

1) Das „Schauspiel" in „Hamlet". In: „Der Künstler." S. 119 ff.
2) Otto Rank, Der Künstler, S. 72.

dem Traum und dem Phantasieren nähert (Traumspiel!), um so stärker wird seine unmittelbare wenn auch vielleicht uneingestandene psychologische Wirkung auf das Publikum sein.

Immer wieder aber vollzieht sich in der Geschichte des Theaters die Flucht des Publikums zu den leichten Gattungen der dramatischen Kunst: zum Lustspiel, zur Posse, zum Schwank und ähnlichen Formen. Hier darf sich die Phantasie des Zuschauers jeden Rückfall und Exzeß gestatten, jede Übertretung des sonst durch Konvention und Sitte streng Verpönten. Darum z. B. auch die nie sich abstumpfende Freude des Menschen, der sich bewußt den Kulturforderungen unterwirft und dessen aggressive und stark sexuelle Triebneigungen im Laufe der Zeit immer mehr gebändigt worden sind, am Ehebruchslustspiel mit obszönen Ausschmückungen und Vieldeutigkeiten von Aristophanes bis zu den Erzeugnissen unserer modernen Autorenfirmen. Die Lust, gegen die Gebote der Moral sich aufzulehnen, wird hier wieder wach gerufen. Auch im Lustspiel ist wieder der Schauspieler der Exponent unserer geheimen Wünsche, er ist es, der an unserer Stelle die Gesetze des Anstandes und der Sitte übertritt, er übernimmt an unserer Stelle die Verantwortung für diesen Exzeß, er befreit uns von der Sorge, gesellschaftlicher Ächtung zu verfallen, und mit dem Fortfall all dieser sonst so unüberwindlichen Hemmungen stellt sich die Triebbefriedigung im vollen Umfang ein. Die Augenblicksbefreiung von einem lang erduldeten Zwang macht sich in Lachen Luft, in einem Lachen über etwas, was uns im Alltagsleben vielleicht als ein unantastbares Heiligtum erscheinen sollte. Bei der Posse, beim französischen Schwank, bei der Revue, kurz bei allen solchen Gattungen, die in der Hauptsache vom lasziven und zynischen Witz leben, der ja davon existiert, daß er das sonst Verehrungswürdige ehrfurchtslos herabsetzt, sind die Hemmungen, die es für das Publikum auf dem Wege zum Lustgewinn zu überwinden gilt, noch weit kräftiger. Sind sie aber einmal überwunden, so ist auch die endliche Wirkung ungleich stärker. Diese Gattung von Theaterstücken, die eine momentane Erlösung aus dem Konflikt zwischen Moralgebot und Triebanspruch verheißt, ist schließlich aus nichts anderem als aus einem Zwiespalt zwischen anerzogenem Respekt und unbewußter Auflehnung gegen die Autorität geboren und wurzelt so endlich im infantilen Erleben. Die enge Beziehung des Theaters zum Infantilen wird ja auch in den Begriffen Schauspiel, Schauspieler, Lustspiel, Trauerspiel usw. festgehalten.

Je größer nun aber auch die formalen, auf ästhetischen Ansprüchen gegründeten Qualitäten eines Theaterstückes sind, desto reichlicher pflegt der endliche Lustgewinn für den Zuschauer zu sein, denn die Erfüllung formal-

ästhetischer Forderungen führt, wie schon gesagt, zur Erregung einer V o r l u s t, die ihrerseits wieder gesteigerte Lustempfindung auslöst.

Es verhält sich mit dem Lustspiel und seinen Abarten ebenso wie mit dem zynischen Witz, und man kann die Formulierung Theodor R e i k s ohne weiteres dafür in Anspruch nehmen. Es „bringt für Augenblicke eine Befreiung von dem dauernden Konflikt zwischen Sittengebot und Triebanspruch, der das Leben der Kulturträger begleitet. In dieser kurzen Aufhebung von psychischem Druck liegt seine nicht unbeträchtliche seelische Bedeutung. Mit Recht behauptet die Weisheit des Volkes, daß Lachen gesund erhalte."[1] Und diese, man darf ruhig sagen, ärztliche Mission des Theaters an der Menschheit ist das stärkste Argument, das für die unbedingte Notwendigkeit seiner Erhaltung spricht.

Das Durchbrechen eines belastenden Zwanges kommt dem Ablegen einer Maske gleich. Der Aufwand, den der Zuschauer macht, indem er sich an die Stelle des Schauspielers setzt, der zugleich seine wie auch des Dichters Wunscherfüllung ist, kann im Beifall, im Lob, im Enthusiasmus abreagiert werden. „Der Rhythmus des Beifallklatschens hat", sagt Otto R a n k, „wie alle Freude am Rhythmischen, eine stark sexuelle Resonanz. Dem Applaus im Schauspiel entspricht in dynamischer Hinsicht das Lachen in der Komödie und zum Teil auch das Weinen im Trauerspiel, denn es dient ebenso wie das Lachen der motorischen Abfuhr von Erregung, nur entspringt das s c h m e r z l i c h e Weinen, im Gegensatz zum Überschußcharakter des Lachens, einem A u f w a n d s z w a n g und zeigt daher das Symptom des Leidens, der Passivität".[2] Wenn allerdings der Wille des Zuschauers, eine Maske abzulegen, einmal nicht vorhanden sein sollte, so würde der Schauspieler bei dem Versuche, sie gewaltsam abzureißen, statt des Beifalls Verstimmung und Protest ernten. Es kommt vor, daß ein geschlossenes Publikum in diese Situation gerät, die auch durch unzureichende künstlerische Gestaltung, die eine Einbuße der notwendigen Vorlust bedeuten würde, oder durch eine fehlerhafte psychologische Motivierung innerhalb der Handlung des Stückes hervorgerufen werden kann. Dann kommt es zu vereintem P r o t e s t, zu Mißfallensäußerungen, im schlimmsten Falle zum offenen S k a n d a l. Das publikumsfremde Experimentiertheater der letzten Zeit hat solche Erfolge ja oft genug gezeitigt. Ein Abweichen von den immerwiederkehrenden, nicht sehr zahlreichen dramatischen Motiven, die in der Masse seit Urzeiten fest verankert sind, wird in irgend einer Art dem Theater meist zum Verhängnis werden.

---

1) Th. R e i k, Lust und Leid im Witz.

2) Der Künstler, S. 77.

Der unauslöschliche Trieb, Theater zu spielen, entspringt also einesteils dem Zwange der ewigen Selbstbezichtigung und Selbstbeschwichtigung der Menschheit, anderenteils aber auch der in infantilen Regungen begründeten Lust an der Übertretung anerzogener Regeln und Verbote. Beide Neigungen begegnen sich schließlich in einer gemeinsamen Wurzel. In dieser Feststellung beruht zugleich der Beweis der unbedingten Notwendigkeit der Existenz und der Geltung des Theaters in irgend einer Form und für alle Zeiten.

Etwas erinnern — An etwas vergessen

Der sprachliche Ausdruck „vergessen" ist ungenügend, weil er die verschiedenen Arten des Vergessens nicht unterscheiden läßt und weil er einen negativen Charakter trägt ... Auch das Verbrennen des Holzscheits ist dem srpachlichen Ausdruck nach eine Negation, wir wissen aber seit 100 Jahren, daß das Verbrennen ein sehr positiver Vorgang ist, an welchem sich die Erhaltung der Energie am allerbesten nachweisen läßt. (Fritz Mauthner, Kritik der Sprache, 2. Aufl. II. 532)

Das Erinnerungserlebnis ist ein Jetzt-Erlebnis mit einem Damals-Zeichen. (Hans Driesch, Wissen und Denken, 35.)

Den Lesern Sigmund Freuds fällt die transitive Verwendung des Zeitworts „erinnern" auf. Die unübliche transitive Verwendung. Denn auch der sonstige allgemeine Sprachgebrauch kennt außer der reflexiven Form (sich erinnern) eine transitive (andere erinnern). Bei dieser allgemein üblichen transitiven Verwendung ist das Objekt die Person, die sich erinnern soll, bei dem auffallend-transitiven Zeitwort Freuds ist das Objekt jedoch der Gedächtnisinhalt selbst. Bei Freud kommt also neben: „er erinnert sich an seinen Jugendstreich" und neben „er erinnert seine Kameraden an seinen Jugendstreich" auch vor: „er erinnert seinen Jugendstreich". In psychoanalytischen Kreisen ist stets angenommen worden, daß Freud hier — aus guten Gründen — sprachschöpferisch vorgegangen war, und Freuds Beispiel hat in der psychoanalytischen Literatur Schule gemacht: man liest wiederholt, der Patient habe dies oder jenes erinnert. Walter Muschg, der Freuds Stil einer besonderen Untersuchung unterzogen hat („Freud als Schriftsteller", „Psychoanalytische Bewegung", II, 1930, S. 467 ff.), erwähnt auch das transitive „Erinnern". Er schreibt: „Es ist gut medizinische Sitte, daß ‚erinnern' an zahlreichen Stellen transitiv gebraucht wird, aber zusammen

mit dem ebenso häufigen Ausdruck ‚an etwas vergessen' trägt sie eine besondere Färbung in Freuds Prosa hinein."

Die in psychoanalytischen Kreisen vorherrschende Auffassung, man verdanke hier Freud eine neue Verwendungsart des Zeitwortes „erinnern", schien nun durch Muschgs Hinweis auf eine „gute medizinische Sitte"[1] erschüttert zu sein. Ich erachte es daher als notwendig festzustellen, daß es sich bei der Freudschen Verwendung nicht schlechthin um eine stilistische Eigenheit handelt, sondern um eine geradezu terminologische Nüancierung, um eine Bereicherung, die nur von Seite der Psychoanalyse her möglich war. Wohl hat die deutsche Sprache das „etwas erinnern" schon früher gekannt. Wo aber erinnern mit dieser Konstruktion verwendet worden ist, hat es einen Sinn gehabt, der dem Freudschen gerade entgegengesetzt ist. In Grimms Wörterbuch heißt es: „Erinnern ohne persönlichen Accusativ [also mit dem erinnerten Gedächtnisinhalt als ausgesprochenen oder gedachten Accusativ] hat beinahe die Bedeutung von bemerken, anmerken, erwähnen, *mentionem facere,* was freilich auch *monere* ist." Ich habe nichts zu erinnern, heißt: nichts zu bemerken. Und wenn der Historiker Niebuhr schreibt, daß gewisse Umstände verdienen erinnert zu werden, so meint er: verdienen, angeführt zu werden.[2] Aber auch diese Verwendung tadeln die Brüder Grimm: „sie scheint nicht ganz zu rechtfertigen, da sich die Begriffe von *monere* und *meminisse* zwar nahe liegen, jenes aber erst durch Beifügung eines persönlichen Accusativ den Sinn von diesem gewinnt."

Wenn also vor Freud gelegentlich von „etwas erinnern" die Rede war, so war der spezifische Inhalt des Zeitwortes geradezu abgeschwächt (in bloßes „erwähnen", „ermahnen"). Beim Freudschen „etwas erinnern" handelt es sich aber, gerade umgekehrt, um einen intensivierten Sinn. „Der

---

1) Ich vermute, daß was Muschg als alten medizinischen Sprachgebrauch bezeichnet, ist gar nicht das einfach transitive „ich erinnere etwas" Freuds, sondern eine Kombination der transitiven Form mit dem Dativ des rückbezüglichen Fürworts: „ich erinnere mir etwas". Man vgl. Christian Rogge (in seinem überaus gehaltvollen Buche „Der Notstand der deutschen Sprachwissenschaft", München 1929, S. 55): „In den 70-er Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es in Halle einen Professor der Medizin, der dadurch auffiel, daß er immer sagte: ich erinnere mir einen Fall." Rogge führt auch andere Beispiele an: Zimmermann, der bekannte Arzt des 18. Jahrhunderts, schrieb: „wenn ich mir dies alles erinnere"; und auch Goethe konstruierte gelegentlich so: „wenn ich mir ihr Wesen erinnerte." Sanders-Wülflings Handwörterbuch führt ein Beispiel bei Schlegel an: „ich erinnere mir kein weibliches Gesicht."

2) In einem anderen Beispiel bei Niebuhr (angeführt bei Sanders-Wülfling, Handwörterbuch): „unter den Gemälden, die ich bestimmt erinnere . . ." hat vielleicht die transitive Form doch nicht diese Bedeutung.

Patient erinnerte eine eheliche Szene zwischen seinen Eltern" ist etwas anderes als „der Patient erinnerte sich an eine eheliche Szene zwischen seinen Eltern." Letzteres — also: „der Patient erinnert sich an eine Szene" — ist entweder eine rein statische Feststellung, die Feststellung dessen, daß er jene Szene nicht vergessen, daß er ihre Vorstellung jederzeit aus dem Vorbewußten reproduzieren kann, oder es kann die Feststellung eines auf jener statischen Situation beruhenden Mechanismus sein, eines Vorganges, nämlich der Reproduzierung der Vorstellung aus dem Vorbewußten.

„Der Patient erinnert eine Szene" ist jedoch eine Fassung, die uns eine Präzisierung des Sinnes ermöglicht und sich daher für diesen besonderen Sinn allein empfiehlt. Diese Fassung legt uns nahe, an einen dynamischen Vorgang zu denken; daß „der Patient etwas erinnert", zeigt ihn wesentlich beteiligt am Vorgang, er wendet eine gewisse Kraft auf, um eine Vorstellung, die ihm schon einmal abhanden gekommen war, wieder zu erlangen, er holt diese Vorstellung aus dem Unbewußten und mußte zu diesem Zwecke ein Stück Verdrängung beseitigen.

Wenn wir „etwas erinnern" in dem Sinne verwenden: „etwas Vergessenes wieder aus dem Unbewußten hervorholen", so handelt es sich also nicht etwa um eine stilistische Eigenheit, die man dem Einzelnen konzedieren kann, ohne Anderen den Anspruch auf Nachahmung einzuräumen, sondern um die neugewonnene Möglichkeit, einen Vorgang differentiell zu bestimmen. „Sich an etwas erinnern" wird allerdings nur dann lediglich das „Nicht vergessen haben", bezw. das „Nicht Vergessenes aus dem Vorbewußten holen" bedeuten können, wenn es stilistisch im unmittelbaren Gegensatz zu „etwas erinnern" verwendet wird. Im Übrigen, solange das psychoanalytische spezifische „etwas erinnern" nicht in dem Maße allgemeines Sprachgut geworden ist, daß es das „sich an etwas erinnern" in die andere Ecke der Bedeutung gedrängt hat, kann „sich an etwas erinnern" nur den allgemeinen Sinn haben, also: „eine Vorstellung nicht vergessen haben, bezw. sie reproduzieren, sei es aus dem Vorbewußten, sei es aus dem Unbewußten". Dem „etwas erinnern" verbleibt dann der engere Sinn: „etwas aus dem Unbewußten reproduzieren".

*

Neben dem transitiven „vergessen" verzeichnen Wörterbücher gelegentlich auch „an etwas vergessen", bezw. „auf etwas vergessen",[1] als literatur-

1) Vgl. Christian Rogge (a. a. O.); „Darauf habe ich vergessen," sagt der Österreicher auch in dem Gefühl, ein richtiges Schriftdeutsch zu sprechen; es kommt daher, daß im Vordergrund des Erlebens steht: „Darauf kann ich mich nicht besinnen."

unfähige österreichische Dialektformen. Der ersten dieser Austriazismen begegnen wir auch wiederholt bei Freud. Bei einem so souveränen Sprachkünstler wird man von vornherein vermuten dürfen, es liege nicht einfach eine Abhängigkeit vom Dialekt des Milieus vor, nicht einfach ein „Fehler", sondern die Rezeption einer volkstümlichen Sprachform zur Bereicherung der Ausdrucksmöglichkeiten. „An etwas vergessen" finden wir gelegentlich auch bei anderen österreichischen Autoren, und wenn gestrenge Zensoren auch geneigt sind, in solchen Fällen tadelnd auf das Wörterbuch zu pochen, das dieser Form die Zugehörigkeit zum Schriftdeutsch verwehrt, so gibt es dennoch Autoren, die sich über diese Schulnorm bewußt hinwegsetzen. Bemerkenswert ist übrigens, was Karl Kraus, Respekt einflößend nicht nur als begnadeter Künstler der Sprache, sondern auch als ihr überlegener Lehrer, über „an etwas vergessen" schreibt:

... Es ist von „sich daran erinnern" oder „daran denken" bezogen, dessen Negierung nicht zu Ende gedacht ist, so daß aus der positiven Sphäre das „an", das ja mit der Erinnerung vor allem entschwunden sein sollte, übrigbleibt. So ließe sich der Fall denken, daß ein „Vergessen", in dem dieser Vorgang noch sehr stark betont sein möchte, etwa mit jener Absichtlichkeit, die sich nicht erinnern will, noch „an" dem Objekt haften bliebe. Es wäre so, daß man eben das, woran man sich sehr wohl erinnert, vergißt und diesen Wechsel vornimmt, nachdem das Objekt der Erinnerung als solches bereits gesetzt ist, so daß sich an diesem das Vergessen recht eigentlich betätigte. Wie immer im Bereich der Sprache, wo die Gestaltung nicht von der Regel, sondern vom schöpferischen Willen bedingt ist, käme es hier durchaus auf die Kraft an, die die Sphäre durchdringt, in der das Vergessen sich begibt, auf den Atem des Satzes, auf die Umgebung der Anomalie, um sie glaubwürdig erscheinen zu lassen. Man könnte von einem unzuverlässigen Zeugen, der sich an etwas nicht erinnern kann, woran er sich nicht erinnern will, wirklich sagen, er habe „daran vergessen", und man hätte dem psychischen Sachverhalt keinen Abbruch getan. („Die Fackel", Nr. 572—576, Juni 1921, S. 7.)

So wie das Freudsche „etwas erinnern" eine psychoanalytisch relevante Abart des Vorganges „sich an etwas erinnern" darstellt, so erhält auch das allgemeine „etwas vergessen" einen bemerkenswerten, engeren Sinn, wenn es bei Freud modifiziert wird: „an etwas vergessen". Wenn „an etwas vergessen" bedeuten soll: „vergessen, an etwas zu denken", so ist damit gesagt, daß der in Rede stehende Gedächtnisinhalt eigentlich gar nicht vergessen worden ist; er ist nur nicht herangezogen worden, weil — zufolge irgendwelcher Störung — an ihn zu denken vergessen worden ist. Das Wörterbuch von Sanders führt aus der deutschen (nicht österreichischen) Literatur zwei Beispiele von „an etwas vergessen" an. Aus den Briefen von F. H. Jacobi: „Ich werde nie an den Morgen vergessen". Und aus einem Werke des Dichters Waldau: „Er schien ganz auf die Fäuste des Exkanoniers

vergessen zu haben.“ Setzen wir an Stelle von „daran vergessen“ ein: „vergessen, daran zu denken“, „nicht daran denken“, — so sehen wir, welche präzise Sinnesnüancierung die Form mit der Präposition ermöglicht. Jacobi will nicht einfach sagen, er werde nie vergessen, was an jenem Morgen vorgefallen war, — was vielleicht etwas Selbstverständliches ist, sondern: er werde nie vergessen, daran zu denken, d. h. er werde immer daran denken. Es ist also auch drohender, wenn der gedemütigte Besiegte erklärt, er werde an seine Niederlage nie vergessen (also stets daran denken), als wenn er einfach nur sagt, er werde die Niederlage nie vergessen. Und im obigen Satz von Waldau soll nicht etwa gesagt werden, daß der in Frage stehende Mann vergessen habe, daß der Exkanonier Hände hat, die er zu Fäusten ballen kann, zu Fäusten gewisser Beschaffenheit, sondern daß er — leichtfertigerweise und daher vermutlich zu seinem Leidwesen — im konkreten Falle es unterlassen habe, mit jenen Fäusten vorher zu rechnen. Nicht umsonst ist das Zeitwort „vergessen“ ursprünglich dinglicher Natur (wie es auch seine Spur im Englischen, das Zeitwort *get* zeigt). Der Psychoanalytiker, den seine topischen Gesichtspunkte ohnedies veranlassen, die Systeme des seelischen Apparates räumlich aufzufassen (wobei Gedächtnisinhalte, Vorstellungen so „verlegt“ werden können, daß ihr Aufbewahrungsort vergessen wird und sie praktisch verloren sind), der Psychoanalytiker wird jedenfalls diese Nüancierungsmöglichkeit bei der Kennzeichnung des Vorgangs des Vergessens als Vorteil werten müssen. Es ist psychologisch etwas anderes, ob jemand, von Einbrechern angegriffen, von der Pistole keinen Gebrauch macht, weil er sie verloren, sie nicht mehr in seinem Besitz hat oder weil er im Augenblick nicht daran denkt, daß die Pistole in Griffweite in der Lade liegt.

„Auf die Frage, ob er als Kind einem Streit seiner Eltern beigewohnt habe, antwortete der Angeklagte zuerst verneinend. Er hatte an die große Szene im Garten vergessen.“ Er hat an die Szene vergessen, — das soll in diesem Falle sagen: im allgemeinen hatte er die Erinnerung an jene Szene bewahrt. Hätte man ihn gefragt: erinnern Sie sich an die Szene so und so? hätte er mit ja geantwortet. Er hatte aber — allgemein nach einem Streit befragt — vergessen, daß jene von ihm an sich nicht vergessene Szene etwas ist, worauf sich die Frage sinngemäß bezog. Durch die Wendung „er hatte an jene Szene vergessen“ ist also deutlich zum Ausdruck gebracht worden, daß es sich nicht um ein vollständiges Verdrängtsein eines Erlebnisses handelt, sondern daß sich der Reproduktion des Erlebnisses im konkreten Falle Hemmungen in den Weg gestellt hatten. Wäre allgemein gesagt worden: „er hatte die Szene vergessen“, so wüßten wir nicht, ob da-

mit gesagt werden soll: „er wußte überhaupt nichts mehr von jener Szene“ oder „er dachte in diesem Moment nicht an sie.“

Wir sehen, auch bei „an etwas vergessen“ kann der spezifisch Freudsche Gebrauch den Sinn der allgemein üblichen Form nicht beeinträchtigen. Das Wesentliche bleibt, daß die psychoanalytische Literatur durch die Einführung des „etwas erinnern“ und „an etwas vergessen“ in die Lage versetzt ist, einen gewissen, engeren Sinn präzise zum Ausdruck zu bringen. Das allgemein übliche „sich an etwas erinnern“, bezw. „etwas vergessen“ behält den uneingeschränkten, umfassenderen Sinn, es sei denn, daß es in unmittelbarem Gegensatz zu den Freudschen Neologismen verwendet, im konkreten Falle zum Träger eines gegensätzlichen Spezialsinnes wird.

Freudsche Form:	*übliche Form, in unmittelbarem Gegensatz zur Freudschen verwendet:*
etwas erinnern	**sich an etwas erinnern**
(= etwas bereits Vergessenes unter Aufhebung der Verdrängung aus dem Unbewußten ins Bewußte treten lassen)	(= etwas nicht vergessen haben, d. h. im Vorbewußten bereit haben, bezw. es aus dem Vorbewußten ins Bewußte treten lassen)

sich an etwas erinnern
(umfaßt beide Bedeutungen)

Freudsche Form:	*übliche Form, in unmittelbarem Gegensatz zur Freudschen verwendet:*
an etwas vergessen	**etwas vergessen**
(= etwas, was nicht verdrängt ist, also aus dem Vorbewußten reproduziert werden könnte, nicht reproduzieren, weil die Reproduktion selbst irgendwie vereitelt wird)	(= etwas ins Unbewußte verdrängt haben, es daher nicht reproduzieren können)

etwas vergessen
(umfaßt beide Bedeutungen)

Da es sich bei dieser Gegenüberstellung nur darum handelte, die Freudschen Neologismen dem Sinne nach abzugrenzen und sie aus psychoanalytischen Befunden heraus zu rechtfertigen, nicht aber darum, den gesamten Sprachgebrauch von „erinnern“ und „vergessen“ zu beschreiben, habe ich auch im obigen Schema alle sonstigen grammatikalischen Verwendungsmöglichkeiten wissentlich vernachlässigt. (So z. B. auch „erinnern“ mit rückbezüglichem Fürwort und Genitiv, wie z. B. bei Goethe, in Wilhelm Meisters Lehrjahre: „wenn wir uns alter Zeiten und alter unschädlicher Irrtümer erinnern.“)

A. J. Storfer

NEUE BÜCHER

RICHARD BEHRENDT: Politischer Aktivismus. Ein Versuch zur Soziologie und zur Psychologie der Politik. C. L. Hirschfeld Verlag, Leipzig 1932.

Selten hat eine Generation Gelegenheit gehabt, so viele und mannigfaltige politische Prozesse in Raum und Zeit gedrängt durch eigene Anschauung kennen zu lernen, wie diese, die Zeuge der Entwicklung seit 1914 sein kann. Zumal für das Problem des politischen Aktivismus konnte selten die Zeit eine so günstige Beobachtungsbasis bieten, wie die Gegenwart im engsten Sinne. Richard Behrendt (— den Lesern dieser Zeitschrift bereits bekannt: siehe „Das Problem Führer und Masse und die Psychoanalyse", „Psychoanalytische Bewegung" I, 1929, S. 134 ff —) konnte für eine soziologische Untersuchung wohl kein aktuelleres Objekt wählen, als den politischen Aktivismus. Uns interessiert dieses Buch im Besonderen auch darum, weil es sich zum Teil auf den Boden der Psychoanalyse stellt; dabei sei bemerkt, daß das Sonderheft „Politik" der „Psychoanalytischen Bewegung" (III. Jg., 1931, Heft 5) — in welchem besonders der Aufsatz von Wittels über den politischen Radikalismus ungefähr dem gleichen Thema gewidmet ist — Behrendt offenbar nicht bekannt ist.

Unter Aktivismus versteht B. eine bestimmte, einem Menschen habituell eigene psychische Einstellung und soziale Haltung, welche generell unter allen Lösungsmöglichkeiten eines Problems diejenige bevorzugt, die die unmittelbare und am schnellsten und eindeutigsten Entscheidung bringende Tat herbeiführt. Politischer Aktivismus ist diese typische Haltung, bezogen auf die politische Sphäre. Unter Politik versteht B. jede konkrete Beeinflussung des sozialen Lebens der Menschen, sofern sie folgende zwei Voraussetzungen erfüllt: sie muß sich erstens als Ausfluß einer Ideologie darstellen, die sich innerhalb einer allgemeinen Vorstellung von einem zu erreichenden Ziele, als diesem Ziel und d. h. nicht einer singulären Befriedigung ephemerer Bedürfnisse dienend, rechtfertigt; sie muß sich zweitens mit entgegengerichteten Beeinflussungstendenzen auseinandersetzen. Jeder strebt dahin, seine seelische Situation mit der Umwelt in Einklang zu setzen — sei es, daß er sich ihr, wenn auch unter noch so starken Verzichten, anzupassen bemüht ist, — sicher der weitaus häufigste Fall, — sei es, daß er dahin strebt, die existente gesellschaftliche Wirklichkeit nach seinen Intentionen umzuformen — und auch

dies ist ein viel häufigerer Fall, als man angesichts dieser allgemeinen Formulierung vielleicht anzunehmen geneigt ist. „In jedem Fall aber ist kein Individuum *so asozial*, daß es nicht zur Sozialität strebt; und kein Individuum ist *so sozial*, daß es nicht aus elementarer Tendenz gegen die Anforderungen der sozialen Umwelt protestiert." Behrendts eine These ist, daß nur eine durch die Diskrepanz zwischen individuellem und sozialem Habitus erzeugte relative Asozialität einen Menschen dazu veranlassen kann, sich konkret politisch zu interessieren und zu betätigen; alle der Sphäre der Politik zugewandte Energie leitet sich aus einem Asozialitätskomplex her. Der *normale* Mensch aller Zeiten ist durchaus *unpolitisch*, — *politisch ist der besonders Asoziale*. Das Sozial-Zielgerichtetsein des aus Asozialität politischen Menschen ist etwas Sekundäres. Daraus ergibt sich auch die innere Spaltung der bedeutenden Aktivisten.

Ein Typ, dessen Erscheinungsformen in die des politischen Aktivisten zum Teil hineinragen, ist der des *Abenteurers*. Der Abenteurer ist derjenige Asoziale, dessen Vitalität so groß und strukturell eindeutig ist, daß sie ihn auf elementares Erleben und unmittelbare Tätigkeit primär hindrängt. Ein auch für die typisierende Betrachtung komplizierteres Triebsystem liegt dem *narzißtischen Asozialen* zugrunde. „Das sind die Persönlichkeiten, deren Ichideal vorzugsweise oder ausschließlich von ihrer eigenen Person ausgefüllt wird, deren Triebziele sich demgemäß primär auf Erhöhung der eigenen Person vor sich selbst und der Außenwelt richten. Diesem Typ gehören die meisten großen politischen Führergestalten an." Einen besonderen Typus des politischen Aktivismus sieht B. dort, wo er gleichsam durch Geburt erworben wird: die in langen und bedeutenden Perioden der Weltgeschichte ganzen *aristokratischen Schichten* eigene und von ihnen beinahe als Beruf geübte politische und militärische Aktivität. Mag dieser Typus auf den ersten Blick auch weitgehend rational begründet erscheinen, auch die Angehörigen solcher aristokratischen Schichten sind in Behrendts Sinne Asoziale, in der besonderen Ausprägung der über die Sozietät Gehobenen, auch sie sind ursprünglich „*private Politiker*", insofern als ihre Aktivität unter bestimmten historischen und sozialen Voraussetzungen ihr Feld in Auseinandersetzungen findet, welche noch durch persönliche und familiäre Momente bestimmt sind, denen sie dann den Stempel der Gewaltsamkeit und der letzten Konsequenz verleiht. Jeder Typus des politischen Aktivismus offenbart „die unmittelbare *Verbundenheit der privaten mit der politisch-sozialen Sphäre* und die Verschiebbarkeit der in ihnen wirkenden seelischen Energien." In einem besonderen Exkurs beschäftigt sich B. mit den Aktivisten aus dem Kreise der *Intellekuellen*. Der Radikalismus dieser, sobald sie sich aus der entsprechenden seelischen Disposition heraus einer aktivpolitischen Richtung zugewendet haben, ist besonders extrem.

Wie schon aus dem Bisherigen folgt, verhält sich B. durchaus ablehnend

dem Marxismus gegenüber. Wirtschaftliche Bedürfnisse, setzt er auseinander, führen allein niemals zu politischer Aktion, wirtschaftliches Elend und soziale Benachteiligung brauchen nicht unbedingt Klassengegensätze nach sich ziehen. Jahrhundertelang war die Lage der deutschen Bauern dieselbe, galt als gottgewollt und erst als abtrünnige Intellektuelle, Geistliche und Adelige den Bauernstand zum Substrat ihrer aktivistischen Triebkräfte machten, kam es zu den Bauernaufständen. (Schon Hendrik de Man schreibt — mit Berufung auf eine psychoanalytische Betrachtungsmöglichkeit — in seiner „Psychologie des Sozialismus", daß in der sozialistischen Bewegung die Arbeitermassen den Teig, die Intellektuellen die Hefe bilden.)

Aber der politische Aktivismus verfolgt nach Behrendt nicht nur keine ökonomischen Zwecke im Sinne des historischen Materialismus, sondern überhaupt keinerlei rationale, verstandesmäßig zu begründende oder zu widerlegende Ziele. Man müsse darauf verzichten, dem Aktivisten die Frage nach dem „Warum" seines Handelns zu stellen und eine verstandesmäßig diskutierbare Antwort zu erwarten. „Diese spezifische Haltung läßt den Menschen Aktivität um der Aktivität willen treiben . . . Der Lebensprozeß gewinnt so das entscheidende Übergewicht über die Lebensinhalte. Die frei schweifende, d. h. Fixierung und Funktion suchende Libido des aktivistisch prädestinierten Menschen treibt diesen zwanghaft in die Aktion. Weit zurück als irrelevanter Zufall bleibt alle weitere Zielgerichtetheit, alles inhaltliche, zweckorientierte, durch ‚Überzeugung' gewonnene und begründete Wollen, das angeblich hinter der Tat steht. ‚Weltanschauliche' und Parteidispositionen, mögen sie, oberflächlich gesehen, durch eine Welt voneinander getrennt sein, werden ohne Hemmungen gewechselt, — wenn sie nur extrem sind, je nach den Aussichten, die sie aktivistischer Betätigung jeweils zu bieten imstande sind." Wie immer die radikalen Programme inhaltlich sind, in der Art der Mittel begegnen sie sich. Für alle gilt, in psychologischer Hinsicht: nicht Denken — sondern Parole; nicht Diskussion — sondern Entscheidung; nicht übergeordneter Zweck — sondern Handlung um der Handlung willen.

Es lassen sich unmöglich hier alle Hauptgedanken des Behrendtschen Buches wiedergeben. Seine Lektüre kann um so eher empfohlen werden, als es durch viele interessante Beispiele — aus der Geschichte ebenso wie aus der politischen Gegenwart — belebt ist. Besonders beachtenswert ist das dritte Kapitel, die Vergesellschaftungsformen des politischen Aktivismus behandelnd und den „Bund" als aktivistisches Vergesellschaftungsgebilde darstellend. Was B. hier über das Expansionsstreben der aktivistischen Gebilde sagt, führt zur Psychologie des Imperialismus hin. Das Kapitel über den aktivistischen Mythos bringt uns in die Nähe der Probleme des Feindbegriffes und des Krieges. Der aktivistische Mythus ist in seinen konkreten Formen meist Produkt der theoreti-

s c h e n Aktivisten. „Diesen genügt es, den Aktionen anderer billigend und kommentierend zu folgen und ihnen die nachträgliche intellektuelle Begründung zu geben. Ferner schaffen sie durch die mythisch-literarische Umkleidung der Taten und der Täter diesen oft erst die Resonanz in den Massen."

Politik treiben — sagt O p p e n h e i m e r — heißt Menschen wie Sachen behandeln. Mehr als ohnedies bei jedem Aktivisten tritt — das ist Behrendts Meinung — bei den wahrhaft großen Politikern die Bedeutung des Inhalts und der Richtung der von ihnen getriebenen Politik hinter der Wucht und dem Ablauf der Tat als solcher. „In der Technizität der Aktion, der Freiheit von a l l e r Ideologie, der vorbehaltlosen Aufgeschlossenheit und Bereitschaft gegenüber a l l e n Möglichkeiten der unerschöpflichen Realität, welche nicht gehemmt wird durch irgendwelche Voreingenommenheit, durch ethische, weltanschauliche oder auch nur programmatisch fixierte ‚Prinzipien' — darin liegt die Überlegenheit der wahrhaft ‚großen' politischen Aktivisten, wegen derer sie diese Bezeichnung verdienen; und Kraft dieser reinen Technizität überwinden sie alle irgendwo durch Außerpolitisches gehemmten Handelnden, . . . alle aus ‚Weltanschauung' Gemäßigten, — kurz alle, die sich nicht restlos dem spezifisch Politischen, dem P u r i s m u s d e r T a t mit seiner Zweckgelöstheit hingegeben haben."

Die Existenz des von F r e u d dargestellten A g g r e s s i o n s t r i e b e s kann B. nicht anerkennen. Er vermutet, daß es sich bei der Aggressionsneigung des Menschen unter systematischem und genetischem Aspekt nur um eine Triebäußerung akzessorischer Natur handelt, die im vergesellschafteten Zustand erworben wird. „Ich glaube, gerade umgekehrt wie Freud, in aller vorgeschrittener gesellschaftlicher Organisation und in den sie begleitenden Erscheinungen der Kultur und Zivilisation ein menschlichen Antagonismus sowohl in der seelischen Wurzel wie von der gesellschaftlichen Außenwelt her förderndes, nicht hemmendes Moment sehen zu müssen. Und zwar würde demnach der Faktor der Vergesellschaftung die aggressive, sozialaktivistische Haltung des Menschen in doppelter Hinsicht fördern: primär psychisch durch den auf ihn ausgeübten Zwang zur Realisierung seiner Triebregungen in Unternehmungen dieser Art — und sekundär sozial durch Bereitstellung mannigfacher Mittel und Möglichkeiten, welche ihm dieser Zustand umfassender Vergesellschaftung bietet."

Mit Bezugnahme auf die gegenwärtige politische Situation, meint Behrendt, daß ein Verharren der Fixierungen bei politischen Objekten sehr wahrscheinlich ist, wenn es innerhalb der unserer Zeit möglichen Vergesellschaftungsformen nicht gelingt, der Emotivität der Menschen in genügendem Maße Fixierungen an u n politischen, d. h. nicht reale Aggressivität erstrebenden Gebilden wieder zu ermöglichen.

A. J. St.

KARL SIEBERT: Fehlleistung und Traum. Neue Wege wissenschaftlicher Traumdeutung. Verlag Wilhelm Braumüller, Wien 1932.

Daß der Verfasser von der Psychoanalyse nicht viel hält, wenigstens solange nicht, bis er selbst sie nicht verbessert und verwissenschaftlicht hat, wissen wir bereits aus seiner 1928 erschienenen Dissertation (besprochen in „Psychoanalytische Bewegung" III, 1931, S. 93). Seine neue Veröffentlichung ist das Ergebnis von mehrjährigen Arbeiten im Psychologischen Institut in Wien, wo man bekanntlich unter der Leitung von Prof. Bühler und Frau Prof. Bühler seit einiger Zeit mit herablassendem Wohlwollen bereit ist, der Psychoanalyse einigen Schliff beizubringen, indem man ihrem Messer zuerst den Griff und dann die Schneide auswechselt. Im Vorwort kündigt der Verfasser an, er habe „neue Tatsachen und Gesetzmäßigkeiten aufgezeigt, die geeignet erscheinen, die bisherigen Anschauungen von wissenschaftlicher Traumdeutung, speziell die einschlägigen Theorien Freuds einer einschneidenden Korrektur zu unterziehen. Vor allem soll die bisherige Regellosigkeit der Traumdeutung, bezw. ihre Überfruchtbarkeit an Regeln, die gegenseitig oft im krassen Widerspruch standen, ... einer systematischen Behandlung weichen." Noch deutlicher äußert sich der Verleger im Waschzettel: „... bringt zum ersten Male die exakt wissenschaftliche Widerlegung der meisten psychoanalytischen Aufstellungen über den Traum und Alltagspsychopathologie ... Lehnt gleichzeitig die psychoanalytische Methode ab, mittels der freien Einfälle zum Unbewußten zu gelangen." Die psychoanalytischen Begriffe (S. 16 des Buches) seien so unbestimmt, so schwankend und beweglich, daß sie nirgends der Forschung als feste Richtschnur dienen können. „Vor allem sind sie aber unbewiesen ..."

Im ersten Teil des Buches entwickelt Siebert seine These vom psychischen Automatismus. Im zweiten Teil wendet er sie auf die Fehlleistung des Alltags an, wobei er zum guten Teil Freudsche Beispiele heranzieht. Zusammenfassend betont er der Psychoanalyse gegenüber, daß die Fehlleistungen „nicht langwierige Prozesse im Unbewußten, wie Verdrängungen, Mitverdrängungen, direkte und indirekte Wunscherfüllungen usw. sind, deren Aufdeckung durch freie Assoziationen zu geschehen hätte, sondern inhaltlich stark begrenzte, in jedem Fall mit den Richtigintentionen in unmittelbarem Zusammenhang stehende, automatische Abläufe, die wieder je nachdem in der Ungenauigkeit und Schwäche der Richtigintention oder in der Stärke halb- oder unbewußter psychischer Tendenzen, Intentionen oder Akte, die außerhalb der Richtigintention wirken, ihre Ursache haben können." Die praktische Folgerung, die Siebert zieht, ist die, daß Schulung der Aufmerksamkeit und des Willens die Fehlleistungen verhindert.

Auch den Traum faßt Siebert als eine zusammengesetzte Fehlleistung

auf. Er unterscheidet zwei Traumformen: solche, bei denen entweder objektive Sinnes- oder Leibreize oder aus dem Wachleben weiterwirkende, ganz spezielle Einstellungen (Wunsch, Erwartungseinstellungen) oder Tendenzen (Perseveration, plastisch anschauliche Gedächtnisbilder) maßgebenden Einfluß haben, diese nennt er primäre Traumformen, — und solche, bei denen eine selbständige Weiterbildung der objektiven Reize, bezw. der vom Wachen erübrigten fertigen Formen im Traum erfolgt, sekundäre Traumformen. Der Freudsche Begriff der Zensur wird abgelehnt. Auch die Sexualsymbolik wird schlicht erklärt: „sie ist die Folge einer unklaren Wahrnehmung des Reizes durch Fehldeutung in Form von intentionalen Übertragungen". Als Mittel der Traumdeutung dekretiert Siebert die Außenkontrolle, die über die Sinnes- und Körperreize während des Traumes zu entscheiden hat, ferner das zielgerichtete Nachdenken darüber, ob bestimmten Traumerlebnissen bestimmte wirkliche entsprechen, im verneinenden Falle, welche Erlebnisse, Triebe, Tendenzen usw. bei einer etwaigen symbolischen Darstellung hinter dem Traumerlebnis stehen.

Wir bekommen auch einige Beispiele Siebertscher Traumdeutung zu hören. So deutet er den Traum einer Studentin. In einem Saal fliegen zahlreiche Schwalben herum, außerdem sieht man Katzen und Mäuse. Plötzlich hüllen sich die anwesenden Leute in weiße Leintücher, es wird dunkel, eine Kapelle macht Musik, die Katzen fürchterlichen Radau. Dann wird es wieder hell, die weißen Leintücher verschwinden; die Schwalben, mit denen die Leute spielen, flattern wieder herum; jemand sagt: „schade, daß man das zu Hause nicht darf."

Das Verhör der Träumerin ergibt dann, daß sie am Tag vor dem Traum an zwei Bäumen vorübergegangen sei, in deren Krone unzählige zwitschernde Spatzen gesessen seien; diesen Vögeln haben sie nun einen Moment lang zugesehen. „Diese Mitteilung gestattete nun die folgende Deutung des Traumes. Bei dem Anblick der auf den Bäumen sitzenden Spatzen, die der Dame ja gefielen, dürfte in ihrem Unbewußten der Wunsch angeregt worden sein, diese Spatzen öfter zu betrachten und auch mit ihnen zu spielen." Angesichts dieser „Deutung" kann man der Dame zu der idyllischen Bescheidenheit und dem kindlichen Gemüt ihrer unbewußten Wünsche nur gratulieren. Übrigens gibt Siebert zu, daß in diesem Traum auch etwas von Entstellung und Symbolik vorkommt; mit den Vögeln nimmt's dieser Traum nicht genau, er wird symbolisch und entstellt die Spatzen in Schwalben.

Und was die Bedeutung der Leintücher im Traume anbelangt, die bekam Siebert nicht durch Befragung der Träumerin, sondern mittels des bereits erwähnten Nachdenkens, u. zw. wie er berichtet: „bei geringem Nachdenken". Das Leintuch der Schläferin, kombiniert er, war wahrscheinlich ein bißchen weggerutscht, sie hatte eine Kälteempfindung, und wenn die Leute im Saal sich in Leintücher einhüllten, so war das eine

Wunscherfüllung aus ihrer Leibessituation heraus. Das Dunkelwerden im Saal — schreibt Siebert — unterstrich nur diese aktuelle Reizsituation, denn die Träumerin schlief ja in einem dunklen Schlafzimmer.

Da wir alle meistens in dunklen Räumen schlafen, ist demnach kein Wunder, wenn sich über die ganze Traumwelt, wie sie Siebert sieht, nun eine solche Dunkelheit verbreitet. A. J. St.

KARL MARBE: Der Strafprozeß gegen Philipp Halsmann. Aktenmäßige Darstellung und kriminalpsychologische Würdigung. C. L. Hirschfeld Verlag, Leipzig 1932.

Bezüglich des psychoanalytischen Interesses an diesem Strafprozeß verweisen wir auf zwei Veröffentlichungen in dieser Zeitschrift: Erich Fromm, „Ödipus in Innsbruck" („Psychoanalytische Bewegung" II. Jg., 1930, S. 75 ff.) und Sigmund Freud, „Das Fakultätsgutachten im Prozeß Halsmann" (III. Jg. 1931, S. 32 ff.). Der bekannte Psychologe Professor Marbe, Ordinarius in Würzburg, veröffentlicht jetzt — im Rahmen der „Würzburger Veröffentlichungen zum deutschen und ausländischen Prozeßrecht" — in allgemein verständlicher Form eine Darstellung des vielerörterten Innsbrucker Gerichtsfalles. Marbe weist nach, „auf wie schwachen Füßen die beiden Verurteilungen stehen, wenn man nur das wirklich Tatsächliche in Betracht zieht und wenn man sich, wie ich es getan habe, eifrig bemüht, allein die objektiven Tatsachen sprechen zu lassen." Im 16. Kapitel seines Buches weist Marbe auch auf die groteske Heranziehung des Ödipuskomplexes durch das Innsbrucker Fakultätsgutachten hin. Auch der Mißbrauch mit dem Begriff der Verdrängung wird gebührend angeprangert. A. J. St.

GEORG KLATT: Psychologie des Alkoholismus. Ein Versuch („Deutsche Psychologie", herausg. von Prof. Dr. Fritz Giese, Bd. VII, Heft 4). Carl Marhold, Halle a. S. 1932.

Der Verfasser, Professor in Detmold, offenbar Antialkoholiker und auch von Alfred Adler beeindruckt, versucht der Behandlung des gesamten Alkoholproblems eine psychologische Grundlegung zu geben, wobei er sich nicht so sehr mit der Wirkung des Alkoholgenusses auf das Seelenleben beschäftigen will, als mit den seelischen Gründen dieser weitverbreiteten und tief eingewurzelten Gewohnheit. (Bei dieser Fragestellung begegnet sich ja Klatt mit der Einstellung der meisten Beiträge der psychoanalytischen Literatur zur Alkoholfrage, deren Ergebnisse — bis 1924 — ich in der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" Bd. X, S. 359 ff. ausführlich zusammengestellt habe.) Über die Gliederung des Stoffes durch Klatt geben

seine Kapitelüberschriften Auskunft: „Das Wesen des Rausches“ (wobei besonders auf Nietzsches Gedanken zum Dionysischen eingegangen wird), „Der Trinker als Neurotiker“ (z. T. im trüben Lichte der „Individualpsychologie“), „Anlage und Umwelt“, „Trinksitten und Trinkanschauungen“ (zweifellos das bestfundierte Kapitel; u. a.: „sentimentale Vaterlandsliebe, weichliche Naturschwärmerei, kitschige Erotik vereinigen sich mit einem gemütvoll gepflegten Alkoholaberglauben zu einem unerfreulichen Gemisch“), „Der Rausch des Künstlers und der Alkoholrausch“. Von den psychoanalytischen Ansichten zum Alkoholproblem wendet sich Klatt mit Grausen. Der Zusammenhang zwischen Alkoholsucht und homosexueller Komponente leuchtet ihm nicht ein. „Man staunt, welche psychologische Gewalttätigkeiten hier vorgenommen werden, um die Tatsachen in das Prokrustesbett der psychoanalytischen Theorie zu zwängen.“

A. J. St.

EDGAR MICHAELIS: Die Menschheitsproblematik der Freudschen Psychoanalyse. Urbild und Maske. Eine grundsätzliche Untersuchung zur neueren Seelenforschung. Zweite ergänzte Auflage. Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1931.

Die 1925 erschienene 1. Auflage dieser vielbeachteten Schrift ist von mir in „Imago“ XI (1925), 460 ff. sehr ausführlich besprochen worden. Sachlich weist die 2. Auflage keine Abweichung vor. Das, was Freud seit 1925 geschrieben hat, bekräftigt Michaelis in seiner Auffassung, daß Freud seine Idealität hinter einer Maske von Materialismus, Werteleugnung und Zynismus verbirgt. Michaelis glaubt, gerade am Beispiel des Schöpfers der Psychoanalyse zeigen zu können, daß „die so heiß umstrittenen, von ihm in der ‚Lehre‘ verbannten höheren Strebungen im Bereich der Werte sich existentiell unauslöschlich an ihm selbst nachweisen lassen“. In einem neuen Vorwort und einem Anhang setzt sich Michaelis mit verschiedenen seit 1925 veröffentlichten Äußerungen zur Psychoanalyse (Thomas Mann, Bumke, H. Kunz, Weizsäcker u. a.) auseinander. Auch die letzten Veröffentlichungen über Nietzsche werden herangezogen, da ja Michaelis wie an Freud auch an Nietzsche (übrigens auch an Flaubert, Strindberg, Wedekind) die große, tragische Entzweiung mit sich selbst demonstrieren zu können glaubt. Neu und beachtenswert ist auch die Heranziehung von Kierkegaard („Dämonische Angst vor dem Guten“ — „Verlust der Freiheit“ — „Die Wahrheit für den Einzelnen ist nur da, indem er selbst handelnd sie produziert“).

A. J. St.

Philosophie des Geizes

Die Entdeckung des „Analcharakters" durch Freud gehört zu jenen ergiebigen Funden der Psychoanalyse, deren Ausbeutung noch lange nicht zu Ende ist. Insbesonders ist es die soziologische Bedeutung, die — wohl schon geahnt — noch lange nicht ausreichend erfaßt ist. Pfisters Untersuchung über den Geldgeist des klassischen Kapitalismus (die bekannte Anregung Max Webers betreffend den Geldgeist des Puritanismus aufgreifend), Laforgues Arbeiten über die libidinösen Beziehungen zum Gold, Wintersteins vor kurzem erschienene Abhandlung über die Arbeit sind vorläufig gleichsam nur Ansätze, die ahnen lassen, welche grundsätzliche Bereicherung die politische Geschichte, die Soziologie und die Nationalökonomie bei Anwendung der trieb-psychologischen Ergebnisse noch erfahren werden können. Von allen Erfahrungen, die die Psychoanalyse bei der Beobachtung der Zusammenhänge zwischen der Entwicklung der Partialtriebe und der des individuellen Charakters gemacht hat, sind jene über die Beziehung zwischen der infantilen Analerotik einerseits und dem in der Beziehung zum Besitz, bezw. zum Geldausgeben gefühlsbetont spezifischen Charakter andererseits, wohl die gesichertsten; daher darf man begreiflicherweise auch bei Anwendung auf kollektivpsychische Erscheinungen gerade von den Thesen vom Analcharakter, von den psychoanalytischen Befunden über Geiz und Verschwendung reichlich Aufschlüsse erwarten. Da es sich dabei um Phänomene handelt, die von der außerpsychoanalytischen Psychologie besonders vernachlässigt worden sind, wird dem zukünftigen psychoanalytischen Bearbeiter dieser Fragen eine kürzlich erschienene Arbeit von Maximilian Beck, gleichsam als außerpsychoanalytische, philosophische Vorarbeit, sehr gelegen kommen. „Der Geiz als Wurzel der heutigen, sogenannten faustisch-dynamischen Kultur" ist der Titel dieser Untersuchung, erschienen in den von Beck selbst geleiteten „Philosophischen Heften" (III. Jg., Heft 1/2). Der Geiz ist für Beck nicht etwa bloß ein interessantes Detailproblem, vielmehr scheint ihm die Klärung des Phänomens des Geizes geeignet zu sein als „Einbruchsstelle zum Eindringen in eine Besinnung über das Phänomen des Unsittlichen, und damit natürlicherweise auch seines positiven Gegenparts — des Sittlichen — überhaupt."

Der Geizige, der seinen materiellen Besitz nicht genießt und verzehrt, sondern aufbewahrt, zurücklegt, und nur zu weiterem Erwerb zu nützen bestrebt ist, der aber mit seinem Verdienst nichts anderes anzufangen weiß, als es wiederum nur zu den Mitteln weiteren Verdienens zu schlagen, ist nie am Ziele, hat nie genug, ist stets gleichweit von einem Zweck und Ziel entfernt; er ist nach Beck der typische Repräsentant der Gegenwartskultur, der „faustisch-dynamischen". „Trägt eine Weltanschauung und Haltung nicht sichtlich den Stempel des Geizes, der ‚Arbeit um ihrer

selbst willen' ein sittlicher Grundwert werden konnte, Genuß aber etwas Verwerfliches, Gemeines, Unsittliches?"

Wenn der Geiz eine „Todsünde" ist — schreibt Beck — dann deshalb, weil er die „radikalste Sünde wider den heiligen Geist ist: er verschüttet, verstopft, klebt zu, verschmiert des Geistes Weg zur Sicht aller wichtigen Eigenwerte und damit alle Möglichkeit zur Liebe Gottes ... Der Geiz schiebt ein blind und stumpf in sich verfangenes sinnloses Kreisen, das unbefriedigte Sucht ist, weil er nie zu Inhalt kommen kann, vor die Herrlichkeiten wirklicher Welt, die allein im Genusse sich dem Menschen zur Erfassung darbieten. Geiz ist wesenhaft Geistesfeindschaft, weil er den Geist sperrt gegen und absperrt von den gegebenen Eigenwerten der Wirklichkeit."

Es sei falsch, die Unsittlichkeit des Geizes damit zu begründen, daß er unsozial sei. Denn der Tatbestand geiziger Handlungsweise erfüllt sich im Geizen gegen sich selbst als völlig sinnlose Zurückhaltung in Verausgabung eigener Kraft und Güter weit ausgeprägter als im Geizen gegen andere, was in Wahrheit nicht als „Geizen", sondern als eine selbstsüchtige Handlungsweise angesprochen werden müßte. Das Wesen des Geizes ist nach Beck nicht in einer bestimmten äußeren Handlungsweise zu sehen, vielmehr scheint es schon ein persönlicher Charakterzug zu sein, der sich in einer bestimmten Handlungsweise nur äußert, ohne aber mit ihr identisch zu sein. „Ja, es gibt Handlungen, die an sich geradezu als Verschwendungen gedeutet werden könnten — und die dennoch Geiz verraten, wenn ein Geiziger sie tut."

Geiz ist ein Ausdruck der Schwäche und der — Angst. „Der Geizige hält mit Kraft und Gütern zurück — aus einem Gefühl der Schwäche, der Begrenztheit seiner Kräfte heraus. Er geizt, weil er dunkel spürt, daß er sich verausgabt, wenn er sich verschwendet ... Er ist stets in Gefahr, zu fallen und zu zerbrechen, weil sein Lebensstrom — ärmlich und seicht — nur langsam, zögernd, stockend weiterrückt."

Von einem gewissen rigorosen Standpunkt aus wird kein Unterschied gemacht zwischen Geiz und Sparen, zwischen Geiz und verständiger, durchaus nicht übertriebener Sorge für den kommenden Tag. Und zwar teilen sich in diesen Standpunkt alle Richtungen, denen auch die Verurteilung des Geizes gemeinsam ist: Heidentum und Christentum, Erbadel und Evangelium, Tolstoi und Strindberg, Nietzsche und Marxismus. (Dazu bemerkt noch Beck: „Man hat nicht genügend gewürdigt, daß im bolschewistischen Rußland mit der Wiedereinführung des persönlichen Sparsystems die lebendigste Wurzel des Marxismus — die radikale Negation des persönlichen Akkumulationsprinzips — abgetötet worden ist. Denn zweifellos ist der Widerwille gegen den Sparer ein Hauptantrieb des marxistischen Systems — schon vor allen philosophischen und nationalökonomischen Theorien!")

Der eigentliche Gegensatz des Geizigen ist nach Beck der geistige Mensch in freiwilliger Armut und schenkender Tugend. Wohl ist man seit Aristoteles gewohnt, Geiz und Verschwendung als wertnegative Gegensatzpole — als Laster — anzusehen und die entsprechende Tugend dort zu sehen, wo beide sich gegenseitig die Waage halten: in der Mitte — aber die Lösung ist anders und sehr einfach: „die Vergeudung des typischen Verschwenders und Leichtsinns erweist sich bei genauerer Sicht nur als Metamorphose des Geizes selbst." Auch die Vergeudung offenbart sich nach Beck als eine Art des Raffens und Haltenwollens. Der Verschwender rafft Genußmöglichkeiten in sinnlosen Mengen, weil er unfähig ist, auch nur eine der erworbenen Genußmöglichkeiten für sich zu aktuellem Genuß zu realisieren. „Der Geizige in der Rolle des Verschwenders bleibt der Midas, dem alles zu Gold, nämlich zu Preisen wird" . . . „Der Geiz ist Kaïns Flucht aus der Welt, ans Ende der Welt, im Dunkel, ins Dunkel . . . Es ist das Tier im Menschen, das im Geize sich gegen den Geist wehrt: der Wille zur Maulwurfs-, Ameisenexistenz." Dem Geiz stellt Beck als Ideal die Forderung der heiligen Armut gegenüber, wie sie am prägnantesten im Taoismus, überhaupt in der chinesischen Kultur zum Ausdruck kommt.

St.

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE

Psychoanalyse und Sozialismus

In der Berliner Monatsschrift „Der Sozialistische Arzt" veröffentlicht Dr. B. Totis (Budapest) einen Aufsatz über „Freudismus und Sozialismus". „Die Verkennung der Forschungsergebnisse der modernen Psychologie, die diese als im Widerspruch mit der marxistischen Erkenntnis annehmen zu müssen glaubte, stammt daher, daß der Freudismus bestrebt ist, das Individuum nicht aus seinen äußeren Umständen schlechthin, sondern aus seiner Reaktionsweise auf diese äußeren Umstände zu erklären." Zum Thema der marxistischen Kritik der Lehre vom Aggressionstrieb: „Wenn die Psychoanalyse auch feststellt, daß Aggressionsstrebungen im Menschen so konstant und unabänderlich sind, daß diese auch bei einer kollektiven Produktionsmethode nicht verschwinden werden, selbst wenn die kollektive Produktionsmethode die realen Anlässe dafür beseitigt, — so bezweifelt sie

doch andererseits das Bestehen solcher realen Ursachen in der heutigen Gesellschaft nicht und enthebt den Sozialisten nicht der Notwendigkeit des Kampfes um die Beseitigung dieser Realität . . . Der wissenschaftlich denkende Marxist sollte die Feststellungen der modernen Psychologie nicht verwerfen, sondern sie in Rechnung ziehen."

*

Vom gleichen Verfasser erschien vor kurzem in Budapest (im Verlag der Ungarischen Sozialdemokratischen Ärzte ein ungarisches Buch „Az ifjuság nemi problémái, Levelek a fiamhoz" („Die Sexualprobleme der Jugend, Briefe an meinem Sohn"), in welchem der 10. Brief die Überschrift „Psychoanalyse und Liebe", der 11. die Überschrift „Freud und Marx" trägt. Im letzteren polemisiert Totis gegen die Auffassung, die Lehren der Psychoanalyse seien mit dem Sozialismus unvereinbar. Es sei verwunderlich, daß Lenin die russische Jugend vor dieser „westlerischen Sexualreform" gewarnt hatte, denn sowohl der Freudismus als der Sozialismus kämpfen ja schließlich für die Befreiung des Menschen. Die Hygienepolitik der Sovjets gehe allerdings weniger auf Heilung von Neurosen aus, als darauf, der Entstehung solcher vorzubeugen. St.

Kultur und Neurose

In „Kyklos, Jahrbuch für Geschichte und Philosophie der Medizin" veröffentlicht Dr. Gerhart Scheunert eine Abhandlung über „Kultur und Neurose am Ausgang des 19. Jahrhunderts". Er verweist darin u. a. auf Freuds Feststellung, daß das sexuelle Verhalten häufig vorbildlich ist für die ganze sonstige Reaktionsweise des Menschen und daß die Energien, die der Erkenntnis und dem Denken gewidmet werden, häufig die gleichen sind, die früher der infantilen Sexualforschung dienten. Angesichts der Zusammenhänge zwischen Weltanschauung und seelischer Gesundheit müsse erkannt werden, wie menschliche Aufgaben zu eminent ärztlichen Aufgaben geworden sind. Eine menschliche Aufgabe unserer Zeit sieht Scheunert in der Richtung eines Freudschen Wortes: „Wir aber sagen uns, wer die Erziehung und Wahrheit gegen sich selbst mit Erfolg durchgemacht hat, der ist gegen die Gefahr der Unsittlichkeit dauernd geschützt, mag auch sein Maßstab der Sittlichkeit von dem in der Gesellschaft üblichen irgendwie abweichen." Scheunerts Aufsatz schließt — unter Hinweis auf die Freudsche Erziehung zur Realität — mit den Worten: „Erziehung zum unbedingten Respekt vor dem Objekt und den Tatsachen, den bittersten Tatsachen, ohne den Glauben an den Geist und die Vernunft aufzugeben! Durchstoß zu einer Weltanschauung, nicht — wie Hellpach im Jahre 1906 noch wollte — im Sinne eines skeptischen Idealismus, sondern im Sinne eines gläubigen Realismus!" St.

Tutti-frutti

In einem vor kurzem versandten Bücherprospekt ist u. a. zu lesen:

> Wir möchten uns mit Gegenwärtigem erlauben, Sie auf zwei in Gelehrten-Kreisen großes Aufsehen erregende Schriften von . . . . aufmerksam zu machen, die den Titel tragen: „Einheit von Neurotiker zum Sonnengotte, Superhomo und Noah, Gedanken eines Nachtmeerfahrers. In der Absicht, sich auf psychoanalytisch-kathartische Weise von einer Neurose zu heilen, ist . . . . auf ganz unerwartete Entdeckungen gestoßen . . . Ohne überheblich zu sein, darf man sagen, daß . . . . in seiner Einheitsthese in glücklicher Weise unter einen Hut bringt:
>
> 1) Die Psychoanalyse Freuds mit den Lehren der inneren Sekretion.
>
> 2) Die psychoanalytisch-kathartische Behandlung mit den Heilslehren des Jesus, der echten indischen Yogis, des Chinesen Lao Tse und mit den Wiedergeburtsmythen anderseits.
>
> 3) Moderne sexualhygenische Lebensweise mit universaler Mystik.
>
> 4) Die Idee des Sündenfalls und der Erbsünde mit der Idee des Krankseins und der Vererbung
>
> usw. usw. usw.

Warum fehlen in dieser Einheitsfront des großzügigen Verfassers (dessen Namen wir hier absichtlich unterschlagen haben) die Haruspices, die aus den Eingeweiden deuteten, die Jünger des großen Medizinmannes von Gallspach, die Massagesalons und — die Radfahrer? St.

„Zerstörer Freud“

In der in Wien und Regensburg erscheinenden katholischen Wochenschrift „Schönere Zukunft“ veröffentlicht der Freiburger Theologieprofessor Dr. Linus Bopp (über dessen frühere Stellungnahmen zur Psychoanalyse vgl. meine Referate in „Internat. Zschr. f. PsA.“ X, 1924, 205 f. u. 482 f. und in „PsA. Bewegung“ I, 1929, 85 f. u. III, 1931, 284) eine Artikelserie unter dem Titel „Sigmund Freuds Lebenswerk im Gesicht der Zeit“. Im ersten Aufsatz gibt er einen historischen Überblick der Entwicklung der psychoanalytischen Lehren von der Breuer-Freudschen Hysterieheilung bis zu den letzten „psychoanalytischen Kosakenritten in alle Gebiete der Religion“. Freuds Lebenswerk — schreibt Bopp — ist „rein formal ge-

nommen genial. Er hat das Seinsproblem an einer Masche erfaßt und nach und nach das ganze Netz an sich gezogen. Es liegt eine erschreckende Folgerichtigkeit im Streben dieses langen Forscherlebens. Man könnte „auch von einer dämonischen Folgerichtigkeit reden, nicht im Sinne des sokratischen Daimonions, sondern der dämonischen Konsequenz im Zerstören. Wir fühlen: Es handelt sich bei einem Manne wie Freud nicht um nüchterne Forderung, nicht um kalte Wissenschaft oder unpersönliche Sachlichkeit. In ihm wohnt eine starke metaphysische Leidenschaft. Er geht mit instinktiver Sicherheit aufs Ganze, aufs Letzte, aufs Wesenhafte, allerdings immer im negativen Sinne dämonischer Zerstörungssucht. In ihm wohnt ein leidenschaftlicher Trieb zur Wahrheit, und trüge sie ein Medusenantlitz; er muß das Bild von Sais enthüllen, und wenn sich ein Totengerippe dahinter fände." Bei Freuds Wahrheitsfanatismus sei die Stärke der Affektladung und der Negativität auffällig. Das erkläre sich aus der Kindheit Freuds, seinem Hannibalkomplex. „Daß Freud wie ein anderer Hannibal frühzeitig Haß und Rachegier gegen Idealismus und Christentum zu seiner Leitlinie machte und sich in unerbittlicher Folgerichtigkeit daran hält, müssen wir ihm zubilligen. Wir glauben ihn in dieser Entwicklung zu verstehen und haben Bedauern mit ihm. Wir erwidern keineswegs seine Einstellung. Im Gegenteil, das Schicksal Freuds ist für uns ein An- und Aufruf zu ernstester Gewissenserforschung." Es sei eine Pflicht der Liebe, auch einen Mann wie Freud zu „verstehen". „Es sei zunächst in Liebe, ja auch mit Dank solcher Dinge gedacht, die uns als Verdienst erscheinen, die uns um einen Schritt, vielleicht auch da und dort um einen Ruck vorwärts gebracht haben." In der Pädagogik z. B. — „mag sie da auch viel geschadet haben" — habe die Psychoanalyse doch mit stärkstem Nachdruck auf die Tatsache hingewiesen, daß die Grundlinien des späteren Charakters schon in der frühen Kindheit gezogen werden. „Man hat Freud manches zu verdanken; gleichwohl ist er nicht der Mann, von dem das Heil kommen konnte. Er hat sich allzu sehr als Zerstörer erwiesen." Freud habe selbst dem ärztlichen Berufsethos das wirksamste Motiv genommen, denn Liebe wird geboren aus Wertwahrnehmung, Menschenverachtung bedeutet aber das größte Elend für den Arzt. St.

Mitteilung

Mit Erscheinen dieses Heftes geht meine Tätigkeit als Herausgeber und Redakteur der „Psychoanalytischen Bewegung" zu Ende

A. J. Storfer

Eigentümer und Verleger:
Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11
Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

Ich bitte dringendst, Sendungen (Briefe, Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.), die nicht für mich persönlich, sondern für den „Internationalen Psychoanalytischen Verlag", bezw. für die Zeitschriften „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse", „Imago", „Psychoanalytische Bewegung", „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" bestimmt sind,

nicht an mich

zu adressieren, sondern an den

Internationalen Psychoanalytischen Verlag
Wien, I., Börsegasse 11

bezw., wenn speziell für eine der obengenannten Zeitschriften bestimmt, an die betreffende Zeitschrift, per Adresse des Internationalen Psychoanalytischen Verlags.

Wien, im Januar 1932
IX, Porzellangasse 43

A. J. Storfer

„Psychoanalytische Bewegung", IV. Jg., Heft 4, Juli–August 1932

Seite

Das vorige Heft enthielt u. a. folgende Beiträge